Madame Giovanni's

Reisebilder aus der Südsee

von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

Dr. Ernst Susemihl.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1861.

Madame Giovanni's
Reisebilder aus der Südsee

von

Alexander Dumas.

I.

Sir George noch einmal.

[illegible]

Unser Besuch bei der Königin wurde auf den folgenden Tag bestimmt. Die erhabene Fürstin, welcher wir unsere Huldigung darbringen sollten, war kaum seit einigen Monaten in ihre Staaten zurückgekehrt.

Nachdem sie im Jahre 1842 um das Protectorat Frankreichs angehalten, hatte sie sich eines schönen Morgens auf ein englisches Fahrzeug geflüchtet, als sie aber endlich gesehen, daß dort die wahre Tyrannei sei, war sie zur großen Freude der Taïtier in ihre Staaten zurückgekehrt.

Bei Gelegenheit ihrer Rückkehr hatten große Feste stattgefunden; unter ihrer Veranda hatte man einen Thron errichtet und jeder District der Insel hatte ihr eine Deputation geschickt, um sie zu beglückwünschen und ihr

I.

Sir George noch einmal.

Unser Besuch bei der Königin wurde auf den folgenden Tag bestimmt. Die erhabene Fürstin, welcher wir unsere Huldigung darbringen sollten, war kaum seit einigen Monaten in ihre Staaten zurückgekehrt.

Nachdem sie im Jahre 1842 um das Protectorat Frankreichs angehalten, hatte sie sich eines schönen Morgens auf ein englisches Fahrzeug geflüchtet, als sie aber endlich gesehen, daß dort die wahre Tyrannei sei, war sie zur großen Freude der Taïtier in ihre Staaten zurückgekehrt.

Bei Gelegenheit ihrer Rückkehr hatten große Feste stattgefunden; unter ihrer Veranda hatte man einen Thron errichtet und jeder District der Insel hatte ihr eine Deputation geschickt, um sie zu beglückwünschen und ihr

Geschenke zu bringen. Diese Geschenke bestanden in Früchten, in Stoffen und Geld.

Der König Ludwig Philipp hatte seinerseits sein gewöhnliches Geschenk, schöne Porzellanvasen von Sevres geschickt. Ich habe sie in einem Winkel des königlichen Hauses zerbrochen gesehen; die Kinder benutzten die Scherben als Wurfsteine bei ihrem Beilkespiel.

Die Königin Pomaré hatte nicht mehr Werth auf diese Vasen gelegt, als wenn es gewöhnliche Steinkrüge wären, da sie ihren Werth nicht kannte.

Auf ihrem Lehnsessel sitzend, empfing sie die Deputationen, während die französische Musik die Nationalarie des Landes spielte. Taïti hat also eine Nationalarie: „Verwandle mich, Brahma."

Wir wollen hier sehen, wie es kam.

Als die Königin Pomaré sah, daß die Engländer ihr God save the King, die Franzosen ihre Marseillaise hatten, so wollte sie als wahre Königin auch ihre Nationalarie haben und wählte aus der Wunderlampe die Arie, nach welcher man die Worte: „Verwandle mich, Brahma," singt. Diese Arie war ihr genügend, und da sie keine politische Farbe hat, so ist es wahrscheinlich, daß, wenn die Revolutionen kommen, dennoch die Nationalarie von Taïti übrig bleiben wird.

Zu dieser Feierlichkeit war die Königin mit einem kleinen gelben indischen Gewande bekleidet. Ihr Redner war in ihrer Nähe, denn in ihrer ursprünglichen Naivität

sprechen die Könige von Taïti noch nicht selber die Reden, welche Andere für sie machen; sie haben einen angestellten Redner, welcher für sie Beredtsamkeit besitzt.

Die Königin war von Hofdamen umgeben. Jede Deputation, welcher Tänzer und Tänzerinnen vorangingen, näherte sich der Königin; dann kamen die Frauen, welche Geschenke trugen.

Die Frauen hatten eine Art Puncho in Brodbaumrinde, mit Curcuma und der Frucht des Mico gelb oder purpurfarbig bemalt. Sie waren im buchstäblichen Sinne mit Blumen bedeckt, worin der vorzüglichste Schmuck der Taïtierinnen besteht. Sie warfen zuerst ihre Blumen zu den Füßen der Königin nieder, dann ihren Puncho, dann warfen sie sich auf die Knie, legten weinend den Kopf auf ihren Schoß und ließen Geld in der Höhlung des Kleides zurück. Während dieser Zeit sprach der Redner.

Die Männer folgten und brachten Früchte, Schweine, Hühner, kurz, alle Producte der Insel.

Am Abend gab es Festlichkeiten und Tänze, und man berauschte sich in Branntewein von Orangen.

Es war also diese vielgeliebte Königin, der wir von den Officieren der französischen Corvette vorgestellt werden sollten.

Wir kamen an. Die Königin bewohnt ein reizendes Haus von einer Etage, ganz von Gärten umgeben, mit Matten am Boden, mit Mauern, die mit Stukkaturarbeit versehen und marmorartig bemalt sind. Sie er-

wartete uns in ihrem Salon mit zehn oder zwölf jungen Hofdamen, einer Art fliegender Escadron nach Art derjenigen der Katharina von Medicis, unter den edelsten und schönsten Taïtierinnen der Insel ausgewählt. Nur glaube ich, daß in Taïti der Adel noch die Schönheit ist.

Für diese Töchter der Natur wie für unsere Frauen bestand die Schönheit in einem schlanken und geschmeidigen Wuchse, von schönen Hüften unterstützt, in langem, schwarzen Haar und schönen mandelförmig geöffneten Augen.

Die Augen dieser schönen jungen Hofdamen waren, sei es nun ein Geschenk der Natur oder die Wirkung der Kunst, von unaussprechlicher Milde. Die Nase war weniger platt, als es bei dem Reste des Kanackgeschlechts gewöhnlich ist.

Als die Königin sah, daß ich die einzige Frau, und wußte, daß ich Französin war, stand sie auf, kam auf mich zu und redete mich an, indem sie mich dutzte.

„Du bist Französin?" fragte sie mich.

„Ja, Ihre Majestät."

„Aus Paris?"

„Nein, aber aus einer Vorstadt, denn ich bin in einem Dorfe Namens Auteuil geboren."

„Woher kommst Du?"

„Aus Neuseeland."

„Da hast Du die Maoris gesehen?"

„Ich habe unter ihnen gelebt; sie waren meine Freunde."

„Oh! schöner Stamm! kriegerischer Stamm! Und hast Du Eki-Eki gekannt?"

„Ich habe an seiner Tafel gespeist."

„Großer Mann, großer Häuptling, großer Krieger! Eki-Eki, Napoleon von Neuseeland!"

Dann fragte sie viel nach den Einzelnheiten des Krieges, hörte mir begierig zu und wendete alle ihre Sympathien den Neuseeländern zu. Darauf ließ sie uns Erfrischungen vorsetzen. Diese Erfrischungen bestanden in Ananassaft, in Madeira und in Zuckerwasser. Dann zeigte sie große Freundschaft für die Franzosen und lud mich ein, sie wieder zu besuchen.

Ich kehrte zwei oder drei Tage später zu ihr zurück; sie lud mich zum Frühstück ein und ich nahm es an. Man setzte uns ein französisches Frühstück vor.

Während dieses Frühstücks kündigte man ein französisches Schiff an; es war ein Wallfischfahrer. Aber indem er kam, um im stillen Meere Wallfische zu fangen, hatte der Kapitain den Einfall gehabt, eine Ladung Frauenhüte mitzunehmen. Es versteht sich von selbst, daß es Alles war, was die Magazine von Nantes, Brest, Rochefort und Lorient seit drei Jahren nicht hatten absetzen können.

Er hatte auf einer früheren Reise von der Speculation des guten Monsieur Pritchard hinsichtlich der Hüte

à la Maria Stuart sprechen hören und den Einfall bekommen, eine ähnliche zu machen. Nur waren seine Hüte von der Race der Bibishüte.

Nachdem er vorher der Königin seine Huldigung dargebracht und ihr ein Geschenk mit drei oder vier seiner schönsten Hüte gemacht hatte, kam er, um die Erlaubniß zu bitten, die übrigen zum Verkauf auszusetzen.

Die Königin willigte nicht nur ein, sondern sagte auch ganz laut, daß sie mit Vergnügen sehen würde, wenn die Damen der Insel diesen Kopfputz annehmen wollten. Dann wendete sie sich zu uns und hatte die Gnade zu sagen, obgleich ich Nichts gesagt habe, so verdanke doch mein Landsmann, der Wallfischfänger, die erhaltene Gunst nur meinen schönen Augen.

Am folgenden Tage stellte man eine Auswahl von rosenfarbigen, blauen und weißen Bibishüten zum Verkauf aus. Es war sehr nationell, aber sehr häßlich.

Der Wunsch der Königin war wiederholt worden, und um ihr gefällig zu sein, rissen sich die Frauen um diese entsetzlichen Hüte.

Die billigsten wurden um dreißig bis vierzig Franken verkauft.

Der Kapitain hatte sich versteckt und lachte über seinen guten Einfall, daß er sich die Seiten halten mußte.

Am folgenden Tage durchkreuzten dreihundert Bibis die Insel nach allen Richtungen.

Als ich vom Frühstück bei der Königin zurückkehrte,

glaubte ich an einem Fenster des Hôtel Victor einen Kopf meiner Bekanntschaft zu bemerken. Zu gleicher Zeit drückte mein Mann meinen Arm.

„Siehst Du dort unten?“ sagte er.

„Ja.“

„Und erkennst Du?“

„Ja.“

Dieser Kopf meiner Bekanntschaft war der des Sir George, der uns gefolgt und der eben mit seinem Freunde Steward angekommen war.

Mein Alp war wieder da. Nur war es diesmal viel ärger. Er grüßte mich nicht nur nicht mehr, sondern wenn er mir allein begegnete, blieb er stehen, spottete und warf mir einige grobe Worte zu.

Der arme Junge war dahin gekommen, mich herzlich zu verabscheuen.

Nach Verlauf von acht Tagen waren er und sein Freund die Löwen von Taïti. Sie hatten einen ganzen Harem von Taïtierinnen in dessen Mitte sie wie Paschas lebten.

Diese Beschäftigung entfernte ihn ein Wenig von uns und gab mir einige Freiheit der Handlung wieder. Ich setzte meine Ausgänge und meine Beobachtungen fort.

Die Franzosen hatten den Einfall gehabt, Weinstöcke auf der Insel zu pflanzen, indem sie den Taïtiern begreiflich machten, daß der Weinstock den Wein liefere, das heißt jenes Getränk, welches sie so sehr liebten und

so gut erkannten, wenn sie es in seiner Umhüllung von Glas und mit seinem Siegel von rothen Siegellack sahen.

Man hatte, um die ersten Weinstöcke zu pflanzen, den Garten eines der reichsten Bewohner der Insel gewählt, der sich in einer vortrefflichen Lage befand, und man hatte dem Eigenthümer die Wichtigkeit des anvertrauten Guts, welches er zu überwachen hatte, deutlich gemacht.

Nur hatte man vergessen, ihn mit den verschiedenen Wandlungen bekannt zu machen, die mit der Traube vorgingen, ehe sie dahin kam, in eine Flasche gegossen zu werden, so daß, als die Zeit der Weinlese gekommen war, der Mann in Verzweiflung gerieth, auf seinen Weinstöcken nicht die versiegelte Flasche wachsen zu sehen. Er hatte in seinem Garten mehrere Beete mit Flaschenkürbissen und begriff nicht, daß die beiden Früchte nicht auf dieselbe Weise zur Vollendung kämen.

Die Taïtier glauben an Geistererscheinungen, welche sie Tupapao nennen; sie kehren oft ganz verwirrt nach Hause zurück, Männer oder Frauen, nachdem sie den Schatten ihrer verstorbenen Eltern oder Freunde gesehen haben.

Während meines Aufenthaltes in Papa=iti wäre ein sonst sehr tapferer Taïtier beinahe vor Furcht gestorben, welche ihm eine vergebliche Erscheinung verursacht hatte.

Ein junger Maler, Namens Monsieur Charles

Giraud, derselbe, der mir am Sterbebette der armen Maïotei als Dollmetscher gedient hatte, war mit der Expedition auf die Insel gekommen und wohnte seit vier Jahren dort.

Er lebte mit einer Taïtierin, Namens Metua, und hatte seinen Schwager, der ihn sehr liebte, unter den Insurgenten. Er selber wurde zuweilen des Pinsels und der Palette überdrüssig, nahm die Jagdtasche und die Flinte und machte eine Expedition als Jagdliebhaber.

Bei dem Gefecht von Punani wurde ein Student der Medicin, Namens Porret, der ihm sehr glich, getödtet.

Als Metua's Bruder die Leiche des jungen Porret unter den Todten sah, hielt er sie für die des Monsieur Charles Giraud.

Als die Insurgenten die Leichen der Franzosen von der Höhe eines Felsens in einen Abgrund stürzten, der ihnen als Grab dienen sollte, näherte sich der Taïtier, legte seine Hand auf Porret's Leiche, welche er für die seines Schwagers hielt und sagte:

„Dieser geht mich an; ich übernehme es, ihn zu begraben."

Man überließ ihm die Leiche, die er in das Thal hinuntertrug und mit frommen Gebeten begrub; als diese Feierlichkeit vorüber war, nahm er den Säbel und den Ring des Todten, den er am Finger gehabt; den Säbel,

um ihn dem Gouverneur, und den Ring, um ihn seiner Schwester zu bringen.

Es war nicht selten, mitten im Kriege einen Insurgenten zu sehen, der irgend einem Gefühl der Pietät nachgab, ohne Geleit zu verlangen, in die Stadt eintrat und sich den Händen der Franzosen überlieferte. Diese achteten immer das Gefühl, welches den Wilden bestimmte und stellten es ihm frei, zu den Seinigen zurückzukehren.

Metua's Bruder kehrte also um die Zeit der Abenddämmerung nach Pape-iti zurück, wo das Erste, was er erblickte, Monsieur Charles Giraud war, der ihm entgegen kam. Er hatte ihn todt gesehen und ihn an demselben Morgen begraben.

Anfangs blieb er erschrocken stehen und rief:

„Tupapao! Tupapao!"

Dann, als Monsieur Charles Giraud sich noch immer näherte, nahm er die Flucht.

Der junge Maler, der seinen Schwager erkannt hatte und ihn die Flucht nehmen sah, fing an, ihm nachzulaufen.

Man begreift wohl, daß diese Beharrlichkeit eines Gespenstes, nicht nur ihm zu erscheinen, sondern auch ihn zu verfolgen, dem armen Teufel einen neuen Schrecken einflößte. Zum Glück war derselbe so groß, daß ihm die Füße den Dienst versagten. Monsieur Charles Gi-

raud konnte ihn einholen und ihn überzeugen, daß er wirklich am Leben sei.

Dieser tapfere Krieger war vor einem Gespenste geflohen und wäre beinahe wahnsinnig geworden, als er sich von einem Gespenst verfolgt glaubte.

Die Menschen besitzen von Natur eine gewisse Ritterlichkeit. Einer von den Häuptlingen, die bei Fanta-huha, das heißt auf der letzten Spitze der Insel, wohin sich der Aufstand geflüchtet, gefochten, war von einem anderen Häuptlinge gefangen genommen worden, der in unseren Reihen diente und Tareiri hieß und von dem wir sogleich einige Worte sagen wollen.

An Bord eines unserer Fahrzeuge geführt, wurde der Gefangene, der von einiger Wichtigkeit war, von zwei Matrosen bewacht. Eines Tages indessen, als sie den Rücken gewendet hatten, eilte der Taïtier auf eine Stückpforte zu und sprang durch die Stückpforte in's Meer.

Auf das Geschrei der beiden Wächter griffen die Leute auf dem Verdeck zu den Musketen und man schoß auf den Gefangenen; aber der Gefangene war schon fern.

Auf das Geräusch der Schüsse kamen die Posten am Ufer hervor.

Der Flüchtling nahm seine Richtung und passirte zwischen zwei Posten durch, wie ein Reh, von den Treibern aufgejagt, durch die Mitte der Linie der Jäger passirt. Dann machte er einen Satz, eilte in den Wald

und war in wenigen Minuten außer dem Bereiche der Gefahr. Aber sogleich auf einem anderen Wege und ohne daß man wegen der Aehnlichkeit mit einem Indianer und einem Taïtier auf ihn achtete, ging er gerade auf das Gouvernement los. Das Gerücht von seiner Flucht war schon bekannt; man führte ihn vor den Gouverneur.

„Ich bin es, den man sucht," sagte er; „ich bin eben von der Corvette entflohen. Wenn ich mich, während ich Gefangener war, erboten hätte, mich ihr anzuschließen, würdest Du gesagt haben, er hat Furcht; ich bin frei, und frei komme ich, Dir zu sagen: ich will Franzose sein; nimmst Du meine Dienste an?"

Es versteht sich von selber, daß seine Dienste angenommen wurden.

Tareiri, von dem ich einige Worte zu sagen versprochen habe, Tareiri, der den Mann gefangen genommen hatte, dessen Geschichte wir eben erzählt haben, war ein schöner junger Mann von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren, der in den französischen Reihen diente, nachdem er Häuptling des Distrikts Haapapé gewesen war.

In einem Gefecht gegen uns, in welchem die Franzosen den Vortheil davongetragen hatten und Herren des Schlachtfeldes geblieben waren, welches noch ganz mit Leichen bedeckt war, hatte Tareiri seinen Bruder verloren. Die Leiche dieses Bruders befand sich in der Mitte unseres Bivouac.

Wie machte er es? Wie schlich er sich, wie kroch er dorthin? Wie machte er sich so unsichtbar? Niemand weiß es; aber durch die Mitte unserer Schildwachen, durch die Feuer, wo unsere Soldaten ihr Abendessen kochten, kam er, suchte die Leiche seines Bruders auf und trug sie weg. Dann stellte er sich und wurde einer unserer tapfersten Verbündeten.

Beim Gefecht von Fanta-huha kämpfte er an der Spitze der französischen Reihen; man erschoß einander von einer Cocuspalme zur anderen. Es war eine Art Duell in großem Maßstabe.

Sie waren besonders einem indianischen Häuptlinge zugethan. Dieser feuerte auf zehn Schritte von ihm und verfehlte ihn.

Gewandt, wie Tareiri es war, konnte er seinerseits feuern und ihn unfehlbar tödten. Er warf sein Gewehr weg, welches geladen war, sprang auf seinen Gegner los, umfaßte ihn, warf ihn zu Boden und nahm ihn gefangen. Es war der Indianer, dessen Flucht wir erzählt haben.

Tareiri wurde mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt. Man machte ihm den Vorschlag, nach Frankreich zu kommen und Paris zu sehen. Er nahm es an.

Meine Leser und meine Leserinnen werden sich erinnern, vor sieben oder acht Jahren einen eleganten Mann mit etwas gebräunten Teint und mit glänzend schwarzen Haaren, wie ein Rabenflügel, das Kreuz der

Ehrenlegion im Knopfloch als fashionabler Cavalier, seine Lorgnette in der Hand, auf dem Boulevard de Gand und in den Alleen der Tuilerien laufen gesehen zu haben. Es war der Taïtier Tareiri, der sich nicht nur civilisirt, sondern auch französirt hatte. Man stellte ihn dem Könige Ludwig Philipp vor. Ein Offizier von der Expedition, welcher taïtisch sprach, führte ihn ein und diente als Dollmetscher.

„Fragen Sie ihn doch," sagte der König, „was ihn in Frankreich am Meisten überrascht hat."

Der Offizier theilte Tareiri die Frage mit.

„Der gute Empfang, der mir von den Franzosen zu Theil geworden und die große Gunst, die mir ihr König bewilligt."

Ein Hofmann hätte nicht besser antworten können.

Tareiri ist nach Taïti zurückgekehrt, wo er nach und nach das Kostüm und die Sitten des Landes wieder angenommen hat und wo er von seiner Reise nach Paris wie von einem Traume spricht.

Es bleibt mir noch übrig, von den taïtischen Festen zu reden.

Oft verabredet man eine Upupa. Dies ist ein Fest. Man bestimmt als Versammlungsort einen angenehmen Platz, wo zugleich Schatten, Wasser und Rasen, der Luxus der wilden Thiere, sich befinden.

Man macht sich auf den Weg, die Frauen in ihren schönsten Kleidern, die Männer in ihren schönsten Hem-

den, und Männer und Frauen kommen mit den Blumen der Gardenia und des chinesischen Rosenstocks bedeckt, auf dem bezeichneten Orte an. Die Frauen des nächsten Dorfes machen die Honneurs des Rasenplatzes.

Da sind einige zwanzig von den schönsten, alle gleich gekleidet wie Schwestern, mit Blumen und Laub bedeckt, wie die Nymphen und Najaden der Inseln.

Die Männer haben sich dagegen mit dem Feste beschäftigt; sie haben Schweine, Hühner und Bananen herbeigebracht. Es werden Oefen in der Erde angebracht und geheizt. Der Orangenbranntewein ist seit drei Tagen bereitet.

Gegen Mittag, das heißt, wenn man ankommt, speist man und zum Essen trinkt man Wasser; nach der Mahlzeit aber geht man zu dem Namu über.

Der Namu ist der Orangenbranntewein, der auch Kara heißt. Mit dem Anfange der Trunkenheit beginnt der Tanz.

Diese zwanzig schöne Mädchen, die gleich gekleidet sind, kauern auf ihre Fersen nieder und bilden eine einzige Linie; sie singen eine einförmige Melodie, der es nicht an einer gewissen Leidenschaft fehlt.

Hinter ihnen blasen die Männer die Flöte mit der Nase, indem sie sich das eine Nasenloch verstopfen, um den Ton stärker zu machen. Andere Männer halten sich die Hände vor den Mund und ahmen das Grunzen eines Schweines nach.

Ein Mädchen löst sich von den Enden ab, wie ein Ring von einer Kette oder eine Perle von einem Halsbande. Die, welche kauernd zurückblieben und die Männer, welche hinter ihnen stehen, bilden zugleich das Orchester und die Vorstellung. Einige trommeln auf dem Stamme einer Cocuspalme.

Dann führt die Tänzerin vor der Reihe einen Pas aus und springt auf demselben Fuße, die Hand ausgestreckt, vorwärts. Dann wendet sie sich um, hüpft auf dem anderen Fuße und streckt die andere Hand aus. Die Hände habe nervöses Zittern, welches sie spiegelartig macht.

Um dies noch zu verstärken, tättowirten sie ehemals ihre Hände.

Wenn die Erste einige Tacte getanzt hat, löst sich eine Andere von dem entgegengesetzten Ende ab und fungirt ihrerseits ebenfalls und so geht es weiter. Die, welche die ausdrucksvollsten Geberden macht, trägt den Sieg davon in dieser Darstellung der wilden Nation, wo es nicht gerade auf Grazie ankommt.

Nach und nach löst sich die Perlenschnur völlig auf und das Ballet wird allgemein, dann hört man ein Geschrei, wie es die Mänaden ausstießen.

In einem civilisirten Lande würde man in diesem Augenblick den Vorhang fallen lassen und es wäre schon spät. In Taïti fällt der Vorhang nicht; nur ist das Stück zu Ende und die handelnden Personen verschwinden.

Es giebt noch einen und sogar noch zwei andere Tänze, aber von dem dritten wollen wir nicht sprechen. Wir wollen uns darauf beschränken, einige Worte von dem zweiten zu sagen. Dieser Tanz heißt der Wallfischfang.

Da die Taitier sich oft als Matrosen an Bord von Wallfischfahrern befinden, so sind sie häufig Zeugen von dem Fange der Wallfische gewesen. Diese Handlung setzen sie mit ihrer gewohnten Naivetät in Scene.

Ein Dutzend Frauen stellen das Fahrzeug dar, welches das Ungeheuer verfolgt. Die Bewegung ihrer Hände ahmt die Bewegung der Ruder nach; die wellenförmigen Bewegungen ihres Körpers stellen die wellenförmigen Bewegungen des Meeres dar.

Der Patron steht, einen Stock in der Hand, an der Spitze und ist im Begriff, den Wallfisch mit der Harpune zu werfen, sobald er erscheinen wird. Ein anderer Mann steht auf der Spitze eines Baumes, welcher einen Mast vorstellt. Er hält ein Fernrohr in der Hand, welches durch ein Bambusrohr vorgestellt wird. Es ist die Seewarte, welche den Auftrag hat, die Bläser zu signalisiren.

Der Wallfisch erscheint. Es ist ein Mann, welcher durch den Mund und die Nase Wasser auswirft und der dies mit einer gefüllten Kürbisflasche bewerkstelligt.

Das Fahrzeug beginnt die Verfolgung des Ungeheuers, welches zu entfliehen sucht, indem es verschiedene Wendungen macht, wodurch sich die vollkommene

Elasticität der Elemente, woraus das Fahrzeug besteht, geltend macht.

Von Zeit zu Zeit wendet sich der Wallfisch um und schleudert dann Wasser auf die Ruderer, auf die Schaluppe und auf den Patron. Zwischen dem Patron, den Ruderern und dem Wallfisch kommt es dann zu einem letzten Kampfe und Alles mischt sich durch einander auf eine Weise, wovon man unmöglich eine richtige Schilderung entwerfen kann.

Wir haben schon in einem früheren Kapitel gesagt, auf welche sanfte und leichte Weise man in Taïti stirbt. Wir wollen auch jetzt beschreiben, auf welche sanfte und leichte Weise man dort auf die Welt kommt.

Die Wöchnerin leidet etwa eine Stunde und kommt, von zwei oder drei Freundinnen umgeben, nieder. Kaum entbunden, geht sie, auf ihre Freundinnen gestützt, an den Strand, schwimmt zehn Minuten und erreicht, auf dieselben gestützt, ihre Hütte wieder und Alles ist vorüber. Am folgenden Tage geht sie wieder ihren Geschäften oder ihren Vergnügungen nach.

II.

Die Marquisen. — Station auf der Insel der Fichten. — Balade. — Monseigneur de Douare. — Die Alcmene. — Die Ermordung des Monsieur de Varennes und seiner Gefährten.

Wir begannen uns in Taïti zu langweilen, und mein Gemahl machte mir den Vorschlag, eine Fahrt zu den Marquisen zu machen. Es versteht sich von selber, daß ich darauf einging.

Die Gegenwart und die Unverschämtheit des Sir George war mir unerträglich geworden. Wir fuhren in einer kleinen Brigg ab, welche die Reise durch dieses gefährliche Inselmeer machte, welches sich von der Insel Kemi bis Nukahiva erstreckt. Die Ueberfahrt bot nichts Bemerkenswerthes dar.

Man weiß, daß die Marquisen im Jahre 1595 von dem spanischen Seefahrer Mendana entdeckt und zur

Ehre des Marquis de Mendon, Vicekönig von Perck, Marquisen genannt worden sind. Cook landete hier am 7. März 1774.

Als wir in Nukahiva ankamen, wurden wir von der Nacktheit der Küste überrascht. Nie habe ich ein traurigeres und öderes Gestade gesehen. Eine Einfahrt, die man für den Eingang zu einem der Kreise Dante's halten sollte, führt in eine Bucht.

Kaum in die Bucht eingetreten, sollte man an eine sichtbare Umwandlung glauben. Das Wasser, ruhig und blau, auf allen Seiten von grünenden Thälern umgeben, scheint ein von Smaragden eingefaßter Saphir zu sein. Außer ihrer fast unüberwindlichen Verbindung mit dem Meere ist diese Bucht ein wahrer Landsee, wohin alle Wasserläufe der Insel zu fließen scheinen.

Diese Bucht ist von Hütten umgeben; auf einem kleinen Vorgebirge erhebt sich eine Hafenstadt, von den Franzosen erbaut.

Die Leute der Bucht waren im Kriege mit den Tai-pi-kai-kai. Diese alle sind Menschenfresser und verzehren einander nach besten Kräften.

Um sich ein angenehmeres Aussehen zu geben, sind die Männer vom Kopf bis zu den Füßen tättowirt. Selbst die Dicke der Augenlider ist bemalt.

Die hübschesten Zeichnungen sind im Allgemeinen für die Schultern und die Schulterblätter aufbewahrt. Einige haben einen Körper, als wären sie in eine Kufe

von flüssigem Berlinerblau gefallen; der größte Theil hat ein Gesicht, welches in der Diagonale von einer drei Finger breiten Linie durchschnitten ist, welche entweder den Querbalken oder die Binde eines Wappens darstellt. Viele haben Zeichnungen, wo Farbe auf Farbe getragen ist.

Das Tättowiren geschieht mit Hülfe eines kleinen Rechens von Pottfischzähnen. Man taucht den Rechen in den Saft der Wallnußschale; man wendet den Rechen auf der Stelle an, die man tättowiren will, und man schlägt mit einem kleinen Hammer darauf. Die Operation bringt Blut zum Vorschein und muß entsetzlich schmerzlich sein.

Ein Häuptling Namens Pacoco, mit welchem wir einen Ausflug machten, hat mir erzählt, was ich euch mittheilen will.

Man höre, auf welche Weise man die Gefangenen ißt, nicht aus Sinnlichkeit — Pacoco vertheidigte sich sehr gegen die Sünde der Eßgier — sondern aus Rache.

Man schlägt das Schlachtopfer mit einer Streitkeule nieder, man öffnet es mit einem Messer, man nimmt die Eingeweide heraus; der Häuptling, der einen sehr langen und scharfen Nagel an dem Zeigefinger hat, fährt mit diesem Nagel in die Höhle des Auges reißt es mit einer Kreisbewegung heraus und verschluckt es, wie ein Sänger, der für seine Stimme sorgt, ein frisches Ei verschluckt.

Hernach haut man mit einem Beilhiebe die Finger

von den Händen ab, und während man den Körper braten läßt, saugt man die Finger aus und nagt sie als Beigericht ab. Bei jedem Festmahl belustigt man sich und tanzt.

Uebrigens, wer eine Insel der Südsee gesehen, hat fast alle gesehen. Die Männer sind völlig nackt, mit Ausnahme einer kleinen Binde von Zeug, die ihnen als Gürtel dient. Sie tragen einen Kopfputz von Hahnenfedern, von einer Metallplatte, gleich der an den Bärenmützen der Grenadiere der Garde, zusammengehalten. Aus der Mitte der Hahnenfedern erheben sich Tropikfedern. Sie haben Halsbänder von Muschelwerk und rothen Kügelchen um den Hals.

Die Häuptlinge haben ein Stück rothes Tuch, welches sie sich auf den Rücken legen und worin sie vorn einen Knoten machen.

Die Frauen, die sich den zügellosesten Ausschweifungen überlassen, tragen ein großes Stück Zeug, gleich dem, womit sich die Taïtierinnen unter ihren Hemden umwickeln. Sie umhüllen sich mit diesem Zeug, welches mehrmals um ihren Körper reicht, und welches als Schmuck einen ungeheuren Knoten auf dem Rücken hat.

Wir hielten uns nicht lange auf den Marquisen auf. Die Eingebornen waren im Kriege gegen einander, was die Ausflüge zu Lande schwierig machte. Sie hatten eben einen Engländer, der in Dominique ansässig war, gefangen genommen, gebraten und gegessen.

Wir kehrten nach Taïti zurück, und blieben wieder sechs Monate dort; dann reisten wir nach Neucaledonien ab.

Unterwegs waren wir genöthigt, anzuhalten, und gingen bei der Insel der Fichten vor Anker; ein Mast war rissig geworden und drohte bei dem ersten Sturme umzufallen.

Da die Eingebornen entsetzliche Menschenfresser sind, so ging man nur in einem wohl mit Waffen versehenen Boote ans Land.

Mein Gemahl machte zwei Ausflüge dorthin, gestattete aber nicht, daß ich ihn begleitete.

Wir erhielten an Bord einen Besuch von Monseigneur de Douare.

Unsere ganze Mission, im Gegensatze zu den englischen Missionairen in diesem Theile der Welt, die sich viel zu sehr mit Speculationen beschäftigen, unsere ganze Mission ist ein Märtyrerthum. Man beginnt damit, diese armen Priester zu plündern, dann ermordet man sie einzeln, oder zu Zweien, und ißt sie.

Monseigneur de Douare hatte allein widerstanden. Sein ganzes Vermögen — beinahe 30,000 Livres Renten — war angewendet worden, die Wilden zum Christenthum zu bekehren. Vor drei Jahren ist er auch ermordet, gebraten und gegessen worden. Damals theilte er seine Zeit zwischen der Fichteninsel und Neucaledonien.

Als unser rissig gewordener Mast gegen einen neuen Mast vertauscht worden war, gingen wir wieder unter

Segel und kamen im Monat November im Hafen Balade an.

Neucaledonien wurde am 3. September um acht Uhr Morgens von dem Kapitain Cook entdeckt; um fünf Uhr Abends war er nur noch drei Seemeilen davon entfernt.

De Bougainville, welcher einige Jahre vorher fast dieselbe Richtung nahm, wie der Kapitain Cook, sagt, als er durch diese Gewässer gekommen, habe er ein völlig ruhiges Meer gefunden und verschiedene Reste von Früchten und Holz an seinem Schiffe vorübertreiben sehen, so daß er vermuthet, daß ein unbekanntes Land in der Richtung sein müsse, wo dieses Holz herkam.

Wir warfen die Anker aus auf einen Grund von beweglichen Korallen.

Ein Matrose verschaffte sich, ich weiß nicht wie, einen prächtigen Korallenzweig, den ich ihm abkaufte. Man hätte ihn für einen wirklichen Zweig halten sollen; er verbrannte bei einer der drei oder vier Feuersbrünste, deren Opfer wir in Californien waren.

Ich war beschäftigt, meinen Korallenzweig zu bewundern, als einer von den Brüdern der Mission an Bord kam.

Der Kapitain befragte ihn über die Möglichkeit, ans Land zu gehen; er hätte gern eine Landung Santelholz und Proviant eingenommen.

Der gute Priester rieth ihm mit allen Kräften davon

ab; er stellte ihm die Sache nicht nur als sehr gefährlich, sondern auch als fast unmöglich vor wegen der wenigen Leute, die er an Bord hatte.

Es war ein großes Bedauern für den Kapitain; das Land war reich an Pataten und Mais, welche auf prächtigen Prairien an den Ufern großer Ströme wachsen, wovon einige schiffbar sind.

Am folgenden Tage kamen die Eingebornen an Bord und brachten in Kähnen von ausgehöhlten Baumstämmen, weniger schön, als die von Neuseeland, Pataten, Schweine, Hühner, Mais und Matten.

Wir lagen fünf Wochen vor Anker. Während dieser fünf Wochen ging mein Gemahl zwei Mal an's Land und hatte das Glück, ohne Unfall zurückzukehren.

Eines Morgens signalisirte man eine Corvette, welche unter dreifarbiger Fahne segelte. Es war die Fregatte Alcmene.

Man weiß, welches schreckliche Ereigniß an den Ufern der Insel Sequeba vorging, und wie der junge und unglückliche de Varennes dort mit seinen Gefährten ermordet wurde.

Folgendermaßen erzählt uns einer von den Zeugen dieses Unglücks die entsetzlichen Umstände.

Der größeren Genauigkeit wegen, wollen wir ihn selber reden lassen.

„Die Fregatte verließ am 20. April 1850 Taïti. Wir hatten die Aufgabe, einen großen Theil der Pomotu-

inseln, die Schifferinseln, Wallis, Anatu, die Insel der Fichten und besonders Neucaledonien zu besuchen. Unsere Abwesenheit von der Station in Taïti sollte sich nicht über vier oder fünf Monate verlängern, aber in Folge ernster Umstände, befanden wir uns nach einer Abwesenheit von zehn Monaten noch sehr fern von Taïti.

„Unsere ersten Besuche auf den Inseln Pomotu, Wallis und Anatu, geschahen mit einer sehr großen Sicherheit; wir verloren nur einen Mann auf den Schifferinseln. Von dem Hafen von Anatu beginnt unsere gefahrvolle Fahrt, da die Fregatte beständig zwischen Klippen zu fahren hatte.

„Bei unserer Ankunft auf der Fichteninsel fanden wir die Mission zur Beobachtung aufgestellt. Der Bischof, Monseigneur de Douare, hatte selber die gefährliche Aufgabe übernommen. Zwei Priester und drei Brüder wohnten außer der Mission auf der Fichteninsel.

„Alle waren eben einem gewissen Tode entgangen, indem sie aus Neucaledonien entflohen und sich an Bord eines kleinen englischen Fahrzeuges begaben, welches zufällig vorüber gekommen und welches sie von ihren Wohnungen aus gesehen; schon waren sie ihrer Lebensmittel und ihrer Kleider beraubt worden und einige Tage später würde man sie unfehlbar bei dem großen Erntefeste gebraten haben. Kurz, Gott hat sie beschützt; für jetzt sind sie gerettet. Aber unglücklicherweise ist die Sache nur aufgeschoben, denn Monseigneur de Douare

besteht darauf, eine Mission in Neucaledonien zu gründen und um zu diesem Zwecke zu gelangen, wird er jedes Opfer, selbst das seines Lebens darbringen. (Wir haben schon gesagt, daß seit der Zeit, wo dieser Brief geschrieben, das Opfer erfüllt worden ist.)

„Der Graf von Harcourt, Befehlshaber der Alcmene, erfuhr diese Nachricht aus dem Munde der Missionaire; er besaß die Vollmacht des Gouverneurs von Taïti, in allen Dingen und überall die französischen Missionen, welche in Gefahr waren, zu beschützen. Er faßte den Entschluß einige Zeit auf den Inseln zu bleiben.

„Als die Lebensmittel sehr abzunehmen begannen, beschloß der Commandeur, nach einer Verabredung mit Monseigneur de Douare, daß das Schiff nach Sidney gehen solle, um ausgebessert zu werden, um Proviant einzunehmen, um die verschiedenen fehlenden Gegenstände zu ersetzen und um die Mannschaft sich erfrischen und ausruhen zu lassen, welche schon außerordentlich erschöpft war.

„Wir begaben uns also nach Sidney, von wo wir nach einem Aufenthalte von zwei Monaten abreisten, um uns auf die Fichteninsel zu begeben, wo wir im September **1850** ankamen.

„Wir verweilten nur einen Monat auf der Insel, und während dieses Monats hatten wir viel zu thun, um die Wilden im Respect zu erhalten.

„Da wir, als wir sie verließen, gewiß waren, daß

die Mission in Sicherheit sei, so machten wir uns auf den Weg nach Neucaledonien, welches von der Fichteninsel zwanzig Seemeilen entfernt ist.

„Neucaledonien ist von Norden nach Süden achtzig Meilen lang und fünfzehn Meilen breit. Die Bevölkerung beträgt etwa sechzigtausend Seelen. Sie besteht aus kräftigen und sehr wohlgebildeten Männern. Die hohen Gebirge, die breiten Flüsse, die schönen Wasserfälle, die reichen Weiden und die dichten Wälder bieten alle Vortheile dar, die man in dem von der Natur am Meisten begünstigten Ländern genießt.

„Der Commandeur entschloß sich, eine Rundreise durch diese Inselgruppe zu machen, um eine Untersuchung der verschiedenen Häfen aufzunehmen. Eine gefahrvolle Aufgabe, da man beständig zwischen Klippen fuhr, was überdies sehr ermüdend war, denn man ging jeden Abend vor Anker und lichtete die Anker am Morgen wieder.

Unser erster Hafen war Hua-Ua; in diesem letzteren hatten wir den Verlust unserer sehr lieben Kameraden zu beklagen.

„Bei unserer Ankunft in Balade schickte man das Boot des Commandeurs ab, um eine Durchfahrt durch die Klippen zu suchen. Das Boot sollte der Corvette als Führer dienen. Das Boot war folgendermaßen bemannt:

„Ein Offizier, Monsieur de Varennes, commandirte die Expedition; ein Eleve, Monsieur Saint Phale, ein

zweiter Steuermann, Namens Perrot, elf französische Matrosen, ein englischer Lootse und ein Kanack, das heißt, einer von den Eingebornen, im Ganzen sechzehn Personen bildeten die Mannschaft. Diese sechzehn Personen hatten auf acht Tage Lebensmittel und Waffen.

„Sie hatten Befehl, nicht anders, als in der größten Noth mit den Inseln zu verkehren.

„Nach Verlauf von drei Tagen hatte das Boot seine Rundreise gemacht und die Durchfahrt, die man suchte, gefunden.

„Es blieb dem Offizier noch übrig, den Plan der Inseln dieses Theiles von Caledonien aufzunehmen und die Corvette wieder aufzusuchen.

„Am Abend des dritten Tages, nachdem sie sich mit ihrem Fahrzeuge den Inseln sehr nahe gezeigt, gingen unsere Kameraden, um die Nacht hinzubringen, in einer Entfernung von der Insel Sequeba, vor Anker.

„Die Eingebornen sahen sie und versammelten sich die ganze Nacht in großer Anzahl auf dieser letzteren Insel.

„Am folgenden Morgen, als das Boot Wasser bedurfte, landete das Boot, da Monsieur de Varennes auf die Freundschaft der Eingebornen rechnete, die ihn durch Zeichen, indem sie die Hände voll von Cocusnüssen und Früchten hatten, an's Land zu kommen einluden.

„Die Eingebornen empfingen unsere Leute vortrefflich, und kaum waren einige Minuten vergangen, als

Jeder nach der auf den Inseln der Südsee herrschenden Gewohnheit seinen Freund hatte.

„Man machte Feuer auf dem Boden, um Kaffee zu kochen und frühstückte ganz ruhig; endlich beschäftigte man sich, das Wasser zu nehmen, dessen das Boot bedurfte und als Alles bereit war, gab der Offizier den Befehl, das Land zu verlassen. Etwas, was dem unglücklichen Varennes plötzlich aufgefallen war und was ihn zu bestimmen schien, seine Abreise zu beschleunigen, war die große Anzahl von Eingebornen, die sich auf einer kleinen Insel befanden und die Furcht vor einem Ueberfall. Diese Furcht bestimmte ihn, den Befehl einer schnelleren Einschiffung zu geben, als es sonst politisch gewesen wäre.

„Schon war die ganze Schiffsmannschaft in dem Boote und nur Monsieur de Varennes, welcher eben beschäftigt war, seine Pantalons heraufzuziehen, um die Barke wieder zu erreichen, war noch am Lande und hielt seinen Kopf gebückt. In diesem Augenblicke näherte sich ihm ein Eingeborner und versetzte ihm verrätherisch einen Schlag mit der Keule, welcher machte, daß er das Gleichgewicht verlor. Monsieur de Varennes fiel mit dem Gesichte ins Meer.

„Erst jetzt bemerkte die Schiffsmannschaft, daß alle Eingebornen, die das Boot umgaben, mit Beilen und Streitkeulen bewaffnet waren. Aber bis dahin hatte

sich keine böse Absicht an ihnen kund gegeben; die Indianer hatten sich mit dem Versprechen der Franzosen, bald wiederzukommen, begnügt.

„Als die Leute von der Schiffsmannschaft ihren Offizier mit dem Gesicht ins Meer fallen sahen, sprangen sie ins Wasser, um sich seines Körpers zu bemächtigen und ihn in das Boot zu tragen. Sie waren um so eifriger, da Monsieur de Varennes noch nicht ganz todt war und einige Lebenszeichen gab; aber in dem Augenblick, als sie ihn in den Armen erhoben, ergriff ihn ein Kanack bei den Haaren und spaltete ihm mit einem Beile den Kopf. Dieser Schlag tödtete ihn.

„Als der zweite Steuermann, der wackere Perrot, sah, daß man in eine Falle gerathen war, wollte er wenigstens sein Leben so theuer wie möglich verkaufen; er wendete sich um, entriß mit einer blitzschnellen Bewegung das blutige Beil den Händen des Kanack und spaltete ihm mit einem wüthenden Schlage den Kopf bis an die Zähne. Aber er hatte nur so viel Zeit zu sehen, daß er seinen Offizier gerächt habe und er fiel selber von einem Schlage mit einer Streitkeule.

„Darauf stürzten sich die Eingebornen über die Matrosen her, zwölf Männer wurden auf der Stelle niedergemacht, drei legten sich auf's Schwimmen, aber noch an demselben Abend wurden sie von den Kanacks gefangen genommen und sie durften nicht zweifeln, daß ihnen dasselbe Schicksal bevorstehe. Sie waren überdies

Zeugen eines entsetzlichen Schauspiels. Nachdem die Mörder das Boot geplündert hatten, entkleideten sie ihre Schlachtopfer, legten sie am Strande nieder, nahmen ihnen die Eingeweide heraus und bereiteten sich vor, sie zu braten.

„Darauf begannen die Frauen ihre Aufgabe. Sie sind es, welche die Rollen der Köchinnen bei diesen entsetzlichen Festmahlen übernehmen. Sie hüllten die verstümmelten Körper in Cocus- und Bananenblätter; sie zündeten das Feuer an, machten die Steine heiß, welche als Rost dienen sollten und legten auf diese Steine die Körper unserer unglücklichen Kameraden.

„Die drei Matrosen, die dem Tode entgangen waren und die der Tod erwartete, waren da als Zeugen der Freude dieser Elenden, die um das Feuer tanzten.

„Wir wußten an Bord der Corvette Nichts von dem, was am Lande geschehen war, nur da wir keine Nachricht von unseren unglücklichen Kameraden erhielten, begann der Commandeur ernstliche Unruhe zu hegen und er entschloß sich, ein zweites Fahrzeug auszuschicken, um das erste aufzusuchen.

„Wie das erste war dieses zweite Fahrzeug wohl bemannt und einem Offizier untergeordnet. Ein Missionär, Namens Bruder Jean, der die Sprache kannte, wurde dieser neuen Expedition beigegeben.

„Das Boot fuhr ab und am vierten Tage nach

seiner Abfahrt war es zurück, das Boot des Commandeurs hinter sich her schleppend und die drei Männer, die dem Blutbade entgangen waren, mit sich führend. Wir verdankten ihre Rückkehr unter uns der Aufopferung des Bruders Jean, der allein und ohne andere Waffen, als seinen Rosenkranz, an's Land ging und sie rettete.

„Es blieb Nichts weiter übrig, als die Todten zu rächen, und der Commandeur ließ zu dem Zwecke Alles anordnen.

„Wir fuhren aus dem Hafen von Balade ab und ankerten an demselben Abend vor der Insel Balabiu. Am folgenden Tage fuhren wir zu der Insel, wo das Blutbad stattgefunden.

„Sobald wir im Angesichte der Insel waren, bemerkten wir eine außerordentliche Bewegung von Böten, welche von einer Insel zur anderen fuhren. Die Erscheinung der Corvette hatte ihnen unsere Absicht deutlich gemacht.

„Um zwei Uhr Nachmittags gingen wir vor der Insel Taalu vor Anker; eine Stunde später war die Landungscompagnie unter dem Befehl des Commandeurs selber am Ufer.

„Ein wohlunterhaltenes Feuer warf Hunderte von Wilden zu Boden. Man zündete ihre Böte an, man zerstörte ganze Dörfer, man brannte alle Pflanzungen

nieder; dann gab der Commandeur den Befehl, sich wieder einzuschiffen und sich zu der anderen Insel zu begeben. Der Befehl wurde pünktlich befolgt und die Scenen von Taalu erneuerten sich.

„Hernach begab sich die Corvette zu der Missionsinsel, mit der Fichteninsel gleich, um die guten Priester in Sicherheit zu bringen. Aber Monseigneur de Douare verweigerte es, indem er erklärte, daß er in der Hoffnung zurückbleibe, diese Race von Kannibalen zu bessern."

Wir waren seit einigen Tagen angekommen, als diese Ereignisse sich zutrugen. Unser Fahrzeug, welches ausdrücklich die Reise für meinen Gemahl und den Kapitän um gemeinschaftliche Kosten gemacht hatte, welche sich versichern wollten, ob es möglich sei, in Neucaledonien einen Handel mit Santelholz zu begründen, war, nachdem jene die Unmöglichkeit erkannt hatten, bei der Wildheit der Eingebornen irgend Etwas zu unternehmen, zu der Fichteninsel zurückgekehrt, und hatte sich dort aufgehalten, um Proviant von Wassermelonen und anderen Früchten einzunehmen. Eines Morgens — dies Alles geschah im December 1850 — eines Morgens sahen wir die Corvette Alcmene einige hundert Faden von uns vor Anker liegen; sie trug alle Zeichen der Trauer. Mehrere Offiziere kamen uns zu besuchen; sie hatten Flor am Arm und jeder Matrose hatte sich auf seine eigene Weise ein Zeichen der Trauer gemacht.

Mein Gemahl und ich gingen auch wieder an Bord der Alcmene, wo der Graf von Harcourt die Honneurs machte.

Ein großer Offizier machte mir darauf zum Andenken an unser gemeinschaftliches Vaterland ein Geschenk mit einer Copie von der hydrographischen Zeichnung, die eben ausgeführt worden, um zu dem Marineminister geschickt zu werden. Er vereinte damit die Portraits von zweien der vorzüglichsten Häuptlinge, welche das Blutbad geleitet; diese Portraits waren von der Hand eines der drei Gefangenen.

Eins von den beiden Portraits stellte einen Kanack mit seinem Tapa auf dem Kopfe, eine Streitkeule in der Hand, eine Reihe rother Perlen um die Stirn und eine Scharlachdecke auf dem Rücken, dar. Es ist das des Häuptlings, welcher Monsieur de Varennes tödtete und den der zweite Steuermann Perrot wieder tödtete.

Das andere ist das eines zweiten Häuptlings, welcher an dem Blutbade Theil genommen und sich an den Körpern unserer unglücklichen Landsleute gesättigt. Dieser gehörte der Insel Balabiu, der gefährlichsten des ganzen Inselmeeres, an. Er versuchte durch Schwimmen zu entkommen. Auf seiner Flucht von einem der drei Gefangenen erkannt und seinen Kameraden bezeichnet, wurde er nach einer wüthenden Verfolgung gefangen genommen

und an Bord der Corvette gebracht, wo die Matrosen sich seiner bemächtigten und ihn erschossen.

Während des kurzen Augenblickes, als er, unempfindlich den Tod erwartend, am Fuße des großen Mastes dasaß, zeichnete der Naturforscher an Bord sein Portrait. Drei Tage später gingen wir wieder unter Segel, um nach Taïti zurückzukehren.

III.

Neue Speculation. — Fanatismus der Taïtierinnen für die Pomade. — Abreise nach Californien.

Wir kehrten nach Taïti zurück, überzeugt, wie ich schon gesagt zu haben glaube, daß mit der Fichteninsel und mit Neucaledonien Nichts zu machen sei, wenn nicht, um sich dort essen zu lassen; und ich hatte gefühlt, seitdem der gute Maori von Neuseeland mich in den Arm gekniffen, indem er „makai!“ gesagt, daß dies nicht mein Beruf sei.

Nach einen Aufenthalte von sechs Monaten in Taïti stellte sich von selber dar, was wir sehr weit gesucht hatten.

Ein Schiff mit Pataten, Aepfeln, Zwiebeln, eingemachten Früchten und Syrup befrachtet, fuhr in den

Hafen von Pape=iti ein. Der Kapitain hatte seine Waare nicht verkauft, wie er gehofft hatte.

Mein Gemahl bekam einen Einfall und erstand die ganze Ladung um zwölf oder funfzehn Tausend Franken; dann kündigte er mir an, wenn es mir genehm sei, würden wir sogleich nach Californien abreisen.

Seit zwei Jahren sprach man nur von dem Goldlande; es war einer von meinen Träumen, es zu besuchen. Ich nahm es also mit großer Freude an.

Ich unterhielt mich nicht auf ausgezeichnete Weise in Taïti, wo ich Niemand sah, als die Königin Pomaré, die freilich sehr einnehmend für mich war, deren Freundschaft aber nicht hinreichte, um zwölf Stunden des Tages auszufüllen.

Meine Beobachtungen waren gemacht, und außer den Thatsachen, die ich erzählt habe, entdeckte ich nur eine einzige neue Sache, nämlich den Fanatismus der Taïtierinnen für die Pomade. Sie wenden sie überall an, wie der Amphityo des Boileau es mit der Muscatnuß that.

Wenn sie reisen, ist das einzige Gepäckstück, um welches sie sich am Meisten kümmern, ihr Pomadentopf. Ihr Mann, ihr Geliebter, oder ihr Bruder trägt ihn an der Spitze seines Stockes; in Ermangelung eines Mannes, eines Geliebten, oder eines Bruders tragen ihn die schönen Müßiggängerinnen selber.

Dieser junge Maler, von dem ich gesprochen, Monsieur Charles Giraud, hat mir erzählt, daß eine arme

Frau bei einer Razzia, die man eben ausgeführt und woran er Antheil genommen, gefangen genommen worden. Von Allem, was die Hütte enthielt, fiel ihr nichts Anderes mitzunehmen ein, als zwei Töpfe mit Pomade. Diese beiden Pomadentöpfe band sie an das Ende einer Stange, fast wie der heilige Rochus seine Gurke. Aber die Schnur, woran sie am Ende der Stange hingen, ließ ihnen zu viel Spielraum; die beiden Töpfe schwankten hin und her und schlugen zusammen, wobei sie zerbrachen.

Die arme Taïtierin kniete ganz in Thränen nieder und beweinte ihre Pomade, sie, die Nichts beweint hatte. Dann streifte sie sie mit ihren Händen bis auf den letzten kleinen Theil auf, und rieb sich damit nicht nur die Haare, sondern auch den ganzen Körper ein. Sie hatte auf drei Monate voraus ihre Toilette gemacht, aber sie ging unter dieser glühenden Sonne stolz, glänzend und parfümirt einher.

Die einzige Klage der Taïtierinnen über die französischen Parfümeriehändler — die französischen Parfümeriehändler sind gewöhnlich Wallfischfahrer — die einzige Klage der Taïtierinnen über die französischen Parfümeriehändler ist die trügerische Dicke der Porzellantöpfe, in welche diese ehrlichen Handelsleute ihre Waare thun.

Kehren wir zu uns und zu unserer Speculation zurück.

Als Besitzer der Ladung von Pataten, Aepfeln, Zwiebeln, Syrup und eingemachten Früchten machte Monsieur Giovanni den Preis für den Transport unserer

Waaren und für die Ueberfahrt unserer Personen mit Monsieur Higins, Kapitain des prächtigen dreimastigen Kauffahrteischiffes „Baretto Junior,“ von 2500 Tonnen, welches sich zur Abfahrt nach Californien vorbereitete.

Da wir die vorzüglichsten Passagiere des erwähnten Dreimasters waren, hatten wir natürlich das schönste Logis in Anspruch genommen.

Dieses Logis war eine prächtige Kajüte von zwei Fenstern mit einem großen Bett, meinen beiden Lehnsesseln, meinen Teppichen, meinem Piano und einem vollständigen Mobiliar für Californien. Dann, als Bibliothek, „den letzten Tag eines Verurtheilten“ und „Monte Christo.“

Die Passagiere waren zahlreich, doch kannten sie alle einander; wir hatten uns in Taïti, in Neuseeland, in Hobart-Town, in Port Philipp oder in Sidney gesehen.

Es ist seltsam, wie man sich in diesen verschiedenen Ländern wieder trifft, nachdem man durch Seereisen von einem Monat oder sechs Wochen von einander getrennt gewesen.

Es war außer mir nur noch eine Frau an Bord, nämlich Madame Barry und ihre Tochter, ein reizendes Kind von sechs oder sieben Jahren, welches aber noch nicht für ein Frauenzimmer zählen konnte.

Wir waren im Ganzen dreißig Passagiere.

Als wir auf dem Fahrzeuge ankamen, wurden wir nicht nur von dem Kapitain Higins, sondern auch von

seinem Bruder empfangen. Es waren charmante junge Leute, gebildet und höflich wie Engländer, wenn sie sich die Mühe geben, gebildet und höflich zu sein.

Als wir auf dem Fahrzeuge ankamen, fanden wir das Mittagessen servirt. Man lichtete die Anker. Das Meer war ruhig, der Wind günstig. Alle speisten zu Mittag.

Beim Dessert, als man den Champagner gekostet hatte, ging es ganz heiter zu; Niemand hatte die Seekrankheit; man fürchtete das Rollen und Schwanken des Schiffes, den Gegenwind und den Sturm nicht. Bis zum Abend ging es vortrefflich.

Während der Nacht brach eins von jenen hübschen Unwettern los, wie man sie auf jenem Meere erlebt, welches man, ich weiß nicht warum, das stille Meer genannt hat, und unser Schiff begann bei dem Flammen der Blitze, bei der Musik des Windes und des Donners zu tanzen.

Man hoffte, daß mit Anbruch des Tages sich der Wind legen würde, aber er verdoppelte sich.

Ein Wellenschlag nahm die Küche hinweg und würde auch den Koch weggenommen haben, hätte er sich nicht an dem Tauwerk festgehalten.

Ungeachtet der Verachtung die wir am letzten Abend gegen das plötzliche Unwetter ausgesprochen, waren nur drei Personen an der Tafel. Die übrigen sieben und zwanzig Personen waren in ihren Betten.

Da die Küche weggenommen war, so konnte man kein Feuer machen; folglich gab es keine Bouillon und keinen Thee; übrigens benutzte der Koch die Gelegenheit, daß er keine Küche mehr hatte, um in aller Gemächlichkeit die Seekrankheit zu haben.

Obgleich der Kapitain auf dem Verdeck viel zu thun hatte, machte er doch den Krankenwärter. In Ermangelung von Thee und Bouillon nahm er in die eine Hand eine Flasche Champagner, in die andere ein Glas und ging von Bett zu Bett, um den Kranken seine moussirende Tisane anzubieten. Wie in den Hospitälern unterstützte ihn sein Bruder als Benevole.

Am zweiten Tage war Niemand zur Tafel gekommen und wir mußten den Kapitain und seinen Bruder lachen hören, obgleich die guten Jungen ein schweres Geschäft hatten.

Um vier Uhr Morgens, gerade in dem Augenblick, als mein Gemahl aus allen ihm noch übrigen Kräften schrie: „Nehmt mich und werft mich ins Meer!“ zerbrach ein Windstoß eins von unseren Fenstern, und als wollte sich das Meer die Mühe geben, ihn zu holen, kam es in großen Strömen in unser Zimmer. Zu gleicher Zeit ließ sich ein entsetzliches Krachen hören, worauf das Geräusch eines schweren Falles folgte; es war der große Mast, der wie ein Schwefelholz zerbrach und auf das Verdeck niederfiel.

Ein Seufzen und Stöhnen schwebte durch die Luft

dahin, wie eine Klage des Geistes der Wasser. Es war der Schrei von zwei oder drei Matrosen, die durch den Fall des Mastes verletzt waren, der sich in die Luft verlor.

Das Verdeck stellte ein seltsames Schauspiel dar. Die verwogensten Seeleute gingen nur auf allen Vieren oder hielten sich an allen Gegenständen fest, die ihnen als Stützpunkt dienen konnten. Das Schiff schien jeden Augenblick umschlagen zu wollen, obgleich die wenigen Segel, die man ihm gelassen, zerrissen und von den Windstößen weggenommen worden waren.

Dies währte drei Tage.

Drei Tage lang lenkte der Kapitain sein Schiff mit bewunderswürdiger Geschicklichkeit und sorgte mit großer Aufopferung für seine Kranken; während dieser drei Tage hatte er nicht geschlafen und kaum gegessen. Nach diesen drei Tagen legte sich der Wind und das Meer beruhigte sich nach und nach.

Dann zur Stunde des Mittagessens sah man einige Kranke, deren Appetit zurückgekehrt war, sich aus ihrem Krankenbette zur Tafel hinschleppen. Nur zeigte die Tafel die Entführung der Küche. Man hatte die Oefen nicht wieder herstellen können; die Mittagsgäste mußten sich mit gesalzenem Fleisch, mit Gemüsen und Fischen begnügen.

Die ganze Schiffsmannschaft war dienstunfähig; der zweite Steuermann hatte sich mit einem Beile den Dau-

men abgehackt. Madame Barry that Nichts weiter, als seufzen; das Kind war im Bette geblieben, hatte ein Wenig Champagner getrunken, den der Kapitän ihm gebracht und keine einzige Klage ausgestoßen.

Während dieser drei Tage waren ein oder zwei Gläser Champagner Alles, was ich hatte zu mir nehmen können. Mein Gemahl stieß jedes Mal, wenn man ihm Etwas anbot, einen Schrei des Widerwillens aus.

Es waren zweiundsiebenzig Stunden nöthig, um die Küche wieder herzustellen und den Koch wieder zu Kräften kommen zu lassen.

Nach und nach nahmen die Gäste zu, aber es bedurfte vierzehn Tage, bis der, welcher am Meisten gelitten, seinen Platz einnahm und die Zahl dreißig wieder vollständig machen konnte.

Es versteht sich von selbst, daß man sich, wenn die Verspäteten ankamen, mehr oder weniger über sie lustig machte, je nachdem das Ausbleiben kürzere oder längere Zeit gewährt hatte. Darauf begann unsere Vertraulichkeit an Bord des Schiffes mit denen, welche nicht Zeit gehabt hatten, sich einzufinden, da wir noch nicht länger, als fünf oder sechs Stunden bei einander gewesen waren.

Der Wind blies noch immer ziemlich stark, indessen war er gut. Man litt noch ein Wenig, aber man fühlte, daß es schnell weiter ging, und das gab Muth.

Sobald ich mich auf den Füßen halten konnte, kam der Kapitain zu mir und stellte mir ein Schlüsselbund

zu, womit man gewisse Schränke öffnen konnte, worin ich alle mögliche gute Sachen finden konnte und welche er auf liebenswürdige Weise zu meiner Verfügung stellte, damit ich unseren Reisegefährten die Honneurs machen möchte.

„Hier sind die Schlüssel zu dem Magazin der Lebensmittel,“ sagte er zu mir, „Sie haben die Erlaubniß, darüber zu verfügen, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Sie uns Alles reichlich geben.“

Ich weiß nicht, ob der Kapitain an unserem Unterhalt verdiente, aber so viel ist gewiß, daß er nicht an uns sparte.

Es war ein Haushofmeister da. Dieser hatte den Befehl, die Extra-Karte zu befolgen, die ich ihm geben würde.

Wir waren übrigens bewundernswürdig verproviantirt. Wir hatten Hammel und Schweine in den Ställen, Hühner und Hühnchen in reichlicher Fülle in den Käfigen und frische Eier im Ueberfluß.

Am zweiten Tage nach dem Sturme war ich wieder auf den Füßen, ging die Eier wegzunehmen und vertheilte sie an die Kranken.

Zwei Kühe gaben uns überdies Milch zum Kaffee und Thee.

Um elf Uhr war das Frühstück servirt. Es bestand aus Fisch, Cotelettes, kaltem Fleisch und Eiern mit allen Saucen.

Man blieb bis ein Uhr bei Tische, um den Thee oder Kaffee behaglich zu trinken und die Geschichte des Kapitains anzuhören.

Außer, daß er ein Gentleman von guten Manieren war, besaß der Kapitän viel Geist. Er erzählte auf bezaubernde Weise. Als Engländer waren alle Amerikaner Yankees für ihn. Seine Fahrten hatten ihn oft nach San Francisko geführt, und vermöge seiner Erzählungen, die vielleicht ein Wenig übertrieben sein mochten, aber doch immer einen wahren Grund hatten, kannten wir Californien, ehe man seinen Fuß darauf setzte, so gut, wie ich es nach einem Aufenthalte von zwei Jahren kenne.

Um drei Uhr Nachmittags ließ uns der Kapitain sagen, daß das Luncheon (das zweite Frühstück) bereit sei. Es bestand aus Kuchen, frischer Butter, Käse, Porter und Champagner.

Von vier bis sechs Uhr fand eine allgemeine Belustigung statt. Es wurden Preise für den ausgesetzt, welcher eine körperliche Uebung erfinden würde, welche macht, daß man um sechs Uhr Hunger hatte.

Um sechs Uhr setzte man sich zu Tische und blieb bis acht Uhr sitzen; dann stieg man aufs Verdeck, rauchte eine Stunde und stieg wieder hinunter, um sich zum Vingt-et-un zu setzen.

Beim Vingt-et-un geschah immer, was geschieht, wenn man unter Bekannten spielt; man fing gelinde an. Jeder zog einen Schilling aus der Tasche, man sollte

nicht mehr als einen Dollar setzen dürfen; endlich setzte man fünfhundert Franken auf einen Schlag. Ging man übrigens nicht nach Californien!

Während man spielte, trank man. Die Diener servirten Weine von allen Sorten.

Um Mitternacht fand ein kaltes Souper von welschen Kaninchen statt.

Der nicht englische Leser wird wahrscheinlich nicht wissen, was eine welsches Kaninchen ist. Ich kann auch nicht sagen, wie es zu der Benennung kommt, aber ich kann erklären, was es ist. Man schneidet Brodschnitte, die man vor einem großen Feuer rösten läßt, man bestreicht sie mit Butter und legt sie in eine Schüssel, worin man sie sehr warm hält. Dann nimmt man eine silberne Kasserole, in diese Kasserole thut man zu gleichen Theilen Butter und Chesterkäse, je nach der Quantität, man fügt ein oder zwei Gläser Porter, Nelkenpfeffer, Salz und Pfeffer hinzu und man stellt das Ganze auf's Feuer. Dann, wenn Alles zergangen ist, legt man diesen dicken Teig auf den in Würfeln geschnittenen Braten und servirt ihn heiß.

In den Zwischenzeiten erfand ich selber Gerichte.

Da unsere beiden Köche Engländer waren, so wußte man jedesmal, wenn ein französisches Gericht auf der Tafel erschien, daß es von mir herrührte, und jeder that ihm Ehre an. Nur Madame Barry fand Nichts gut, weil Alles zu gut und zu ausgezeichnet für sie war. Sie

langweilte sich sehr, da sie sich mit Nichts zu beschäftigen wußte, und unterhielt sich damit, ihre kleine Tochter zu erziehen, die bis zum Alter von neun Jahren von ihrer Tante sehr gut erzogen worden war, die brutalen Manieren ihrer Mutter nicht begriff und ihr Erstaunen darüber mit einer völlig kindlichen Naivität aussprach.

Ich hatte die Erlaubniß erhalten, mich mit diesem Kinde zu beschäftigen, welches ich sehr liebte.

Da ich seit sechs Uhr Morgens auf dem Verdeck war, um die Geschichten der Matrosen anzuhören und sie mein Pumpenlied singen zu lassen, stieg ich um neun Uhr in meine Kajüte hinunter, um meiner kleinen Schülerin Lectionen im Schreiben und in der Musik zu geben.

Wenn ich mit ihr zufrieden war, belohnte ich sie damit, daß ich ihr die Erlaubniß gab, ein Bad in dem Saal neben meiner Kajüte zu nehmen. Sie ging dann ganz frisch und freudig, aufgeblüht wie eine Rose, um ihrer Mutter ihr Glück zu zeigen. Die Mutter beneidete sie niemals so sehr um dieses Glück, daß sie mich für sich um die Gunst bat, die ich ihrer Tochter bewilligte.

Madame Barry hatte noch eine andere Unterhaltung, nämlich der armen Kleinen alle fünf oder sechs Tage Arznei zu geben. Diese Arznei war ihr sehr zuwider. Man hörte das Kind schreien, und man wußte, was das sagen wollte.

Madame Barry war eine reiche Bäuerin. Sie hatte

ihrem Manne einiges Vermögen zugebracht. Sie waren nach Neuseeland gekommen, wo sie sich als Weinhändler etablirt und sehr gute Geschäfte gemacht hatten. Dann waren Nachrichten von Californien gekommen, welche sie auf den Einfall gebracht hatten, den Sitz ihres Handels zu vertauschen. Der Mann war voraus nach San Francisco abgereist, wo er noch bessere Geschäfte machte, als in Neuseeland; seine Frau reiste zu ihm.

Bei dem schönen Wetter und den langen Abenden auf dem Verdeck denkt man an die Lectüre.

Mein Gemahl hatte eine Art geheimnißvoller Schachtel, in welcher ich bei besonderen Gelegenheiten suchte. Da ich sah, daß Niemand Bücher hatte, streckte ich meine Hand nach der erwähnten Schachtel aus, griff zwei Mal hinein und zog die beiden schon genannten Bücher, nämlich „Monte Christo" und den „letzten Tag eines Verurtheilten" heraus.

Monte Christo war englisch. Es wurde entschieden, daß man mit ihm beginnen sollte. Jeden Abend vereinigte man sich auf dem Verdeck, man breitete die Decken aus, man holte alle Kissen des Schiffes herbei, man legte sich nieder, um gemächlich unter dem azurblauen Baldachin eines herrlichen Himmels, ganz mit goldenen Sternen besetzt, zuzuhören; ich las bei der Lampe des Compasses, deren Licht auf mein Buch fiel.

Die Lectüre währte acht Abende. Ich begann jedes Mal mit der Absicht, nur drei oder vier Kapitel zu lesen;

wenn man sah, daß ich inne hielt, sagte man zu mir: „weiter! weiter!“ Dann fuhr ich fort, und was uns für die ganze Ueberfahrt hatte unterhalten sollen, währte nur eine Woche. Man las dann „den letzten Tag eines Verurtheilten.“

Nach einer Fahrt von drei oder vier Wochen begann das Unwetter wieder. Das Schiff ward voll Wasser und man mußte von Mauritius nach Auckland mit Eifer pumpen. Dort that mein Pumpenlied seine Wirkung.

Fast Alle hatten sich wieder ins Bett gelegt. Ich blieb allein auf den Füßen mit fünf oder sechs Personen.

Der Capitain hatte mich zu seiner Krankenwärterin ernannt, und ich ging von Bett zu Bett, um Thee, Bouillon oder Champagner anzubieten.

Endlich begann man von unserer nahe bevorstehenden Ankunft in San Francisco zu reden. Das Schiff segelte bewundernswürdig gut. Wir legten bis zu vierzehn Knoten in der Stunde zurück.

Eines Morgens kündigte uns der Capitain an, daß der Tag nicht vorübergehen werde, ohne daß man „Land!“ rufe. Um fünf Uhr Abends hatte sich das Versprechen des Capitains erfüllt.

Am folgenden Tage traten wir in die Bucht ein, aber bei einem solchen Nebel, daß man das Bugspriet des Schiffes nicht sah. Indessen klärte sich endlich das Wetter auf und gegen fünf Uhr Nachmittags, in dem Augenblick, als man die Anker auswarf, konnte man,

als sich der Nebel vollständig zertrennt hatte, die prächtige Aussicht sehen, die sich vor uns ausbreitete. Dies geschah im Februar 1851.

Nie habe ich auf irgend einer meiner Reisen so viele Fahrzeuge gesehen, wie in dem Hafen von San Francisco waren, wo man deren sechshundert zählen konnte.

Man hätte glauben sollen, in einem ungeheuren Walde ohne Blätter zu sein.

Die Bewegung, die in dieser Bucht vorging, war beträchtlich, und der Hafen von London ist der einzige, der mir einen Anblick gewähren kann, welcher diesem nahe kommt. Uebrigens sieht man auf allen Seiten nur Gold, man hört nur Gold klingen; es ist wahrhaft die Bucht des Eldorado.

Wir waren in einiger Unruhe wegen unserer Lebensmittel, die alle sehr dem Verderben ausgesetzt waren. Die verschiedenen Stürme, die wir erfahren, hatten uns in dieser Hinsicht nicht ohne Unruhe gelassen. Freilich war jede Zwiebel und jeder Apfel in Papier gewickelt, wie man es mit den Orangen macht. Alles war in vortrefflichem Zustande. Wir kamen mit hundert Tonnen Waare an.

IV.

Ankunft in der Bucht. — Anblick von San Francisco. — Wie viel uns unsere Ladung und die Fracht kostete. — Das Eldorado. — Madame Barry. — Die Landung. — Das comfortable Californien.

Das Erste, was man erblickt, wenn man in die Bucht von San Francisco einfährt, ist der Telegraphenberg.

Dieser Berg ist ein kleiner Hügel von der Höhe des Montmartre. Oben befindet sich ein Grasplatz, auf welchem sich eine Mühle und ein Telegraph erheben, von welchem letzteren er den Namen hat.

Jedesmal wenn eine neue Feuersbrunst San Francisco verzehrt, begiebt sich jeder mit dem, was er retten kann, auf den Telegraphenberg, der, wie wir gesehen haben, seinen Namen von dem Monumente auf seinem Gipfel hat.

Er ist mit kleinen hölzernen Häusern bedeckt, welche Hühnerställen gleichen, nicht auf einander, sondern neben einander gestellt. Kein Baum beschirmt diese Häuser.

So wie man in der Bucht weiter kommt, entdeckt man zur Linken das Land von Contra-Costa und San Antonio. Dann stellt sich San-Francisco dar, und man hat ein ungeheures Gemisch von Häusern, von Holz und Eisen erbaut, vor Augen.

Wenn man indessen einmal am Lande ist — ich spreche nämlich von dem Datum unserer Ankunft, nämlich vom Anfange des Jahres 1851 — wenn man einmal am Lande ist, erkennt man, daß die Stadt vollkommen gut angelegt ist, daß die Häuser nach der Schnur abgemessen sind und daß man jeder Straße keinen anderen Vorwurf zu machen hat, als daß sie mit einem Sandhaufen endet und daß jedes neu erbaute Haus von der Linie der anderen abweicht. Wir warfen die Anker aus.

Wir waren also am Ziele unserer Reise angekommen. Wir sollten also erfahren, ob alles Wunderbare, was man uns von Californien erzählt hatte, wahr sei, und ob die beträchtlichen Kosten, die wir aufgewendet, um uns selber und unsere Ladung nach San Francisco zu bringen, ihre Früchte tragen würden. Von diesen Kosten wollen wir dem Leser einen Begriff geben.

Wir hatten für unsere Ueberfahrt auf dem Baratto Junior dreihundert Pfund Sterling bezahlt, welcher Preis so übertrieben hoch war, weil wir zu dem Eldorado reisten.

Wir zahlten überdies für unsere Aepfel, für unsere Zwiebeln, unsere Pataten und unsere eingemachten Früchte achtzehn hundert Pfund Sterling. Im Ganzen beinahe 50,000 Franken.

Ich muß gestehen, daß ich die Speculation als unsinnig betrachtete.

Die Ladung kostete uns 15,000 Franken, das heißt noch nicht ganz den dritten Theil von dem, was uns der Transport kostete. Freilich verkaufte der Kapitain, von dem mein Gemahl gekauft hatte, mit Verlust. Aber es lag immer etwas Schreckliches in dieser ersten Auslage von 65,000 Franken für Pataten, Aepfel und Zwiebeln.

Kaum hatten wir die Anker ausgeworfen, als wir ebenso wie im Hafen von Taïti oder auf den Marquisen von einer Menge kleiner Barken umgeben waren; nur wurden diese anstatt von Wilden, die alle auf dieselbe Weise gekleidet waren und dieselbe Sprache redeten, von sehr civilisirten Männern von außerordentlicher Gewandtheit geführt, unter welchen zur großen Genugthuung meiner trägen Ohren die französische Sprache vorherrschte.

Die angebotenen Waaren bestanden in Milch zu fünf Franken die Pinte, in Orangen und Aepfeln zu einem Frank und fünfundzwanzig Centimen das Stück. Man hörte rufen:

„Ein Commissionair, nicht theuer! fünfundzwanzig Franken, um einen Reisesack zu tragen, fünfzig Franken für einen Reisesack und einen Koffer!“

Was unter dem Allen auffällt, ist der Anblick des Goldes, der Klang des Goldes, diese Händlerinnen mit Milch, Aepfeln und Orangen, dieser Commissionair, der, um uns einen Frank heraus zu geben, eine Handvoll Gold aus der Tasche zieht und lange unter diesem Golde sucht, um ein verächtliches Zwanzigsousstück zu finden.

O! sobald man in die Bucht einfährt, kann man sich nicht mehr täuschen, Californien offenbart sich. Es ist freilich das Land Eldorado.

Eine Sache erfreute uns sehr, nämlich der Anblick dieser Aepfel, die viel weniger schön, als die unsrigen waren und um einen Frank und fünfundzwanzig Centimen das Stück verkauft wurden. Wenn wir unsere Pataten und unsere Zwiebeln um den Preis dieser Aepfel verkauften, war unsere Ladung zwei Millionen werth.

Seit unserer Ankunft in der Bucht hatte uns der Kapitain vor der Industrie der Mäckler gewarnt, die an Bord der Schiffe kommen und ehe die Negocianten die Preise des Ortes wissen, mit ihnen um ihre Waaren handeln.

In der That überfiel eine ganze Schaar dieser Speculanten den Baratto Junior. Einer von diesen Speculanten machte sich an meinen Gemahl. Er war als einer der reichsten in San Francisco bekannt. Ich hörte ihn plötzlich rufen:

„Ei, mein lieber Herr, Ihr Glück ist gemacht!“

Man begreift wohl, daß ich mich mit einer gewissen

Lebhaftigkeit näherte. Monsieur Giovanni hatte eben dem Californier gesagt, worin unsere Ladung bestand, und dieser hatte ihm nicht verborgen, daß es zu der Stunde an dem Orte gänzlich an Lebensmitteln fehle, welche die Ladung des Baratto Junior bildeten.

In der That bot der Speculant meinem Manne auf der Stelle, frei von allem Einfuhrzoll zwei amerikanische Realen für jeden Apfel und jede Zwiebel. Demnach galt jede dieser Früchte und jedes Stück von diesem Gemüse vierundzwanzig Sous. Er bot einen Real für jede Patate. Wir hatten siebzig Tonnen Aepfeln und Zwiebeln und dreißig Tonnen Pataten.

Monsieur Giovanni konnte, die Hände in den Taschen, ans Land springen, ohne sich um weiter Etwas zu kümmern; er hatte zwei Millionen für sich.

Er wollte es schon annehmen und ich redete ihm aus allen Kräften zu, als der Kapitain Higins seinen Ellenbogen berührte. Monsieur Giovanni wendete sich um.

„Lassen Sie sich nicht hintergehen!" sagte der Kapitain zu ihm.

„Pest! zwei Millionen!" sagte Monsieur Giovanni; „was ist dabei zu hintergehen?"

„Thut nichts, wenn er Ihnen hier auf der Rhede zwei Millionen für die Ladung bietet, so gilt sie am Lande vier oder wenigstens drei."

Es lag etwas Wahrscheinliches in dieser Bemerkung.

„Es ist gut," sagte Monsieur Giovanni zu dem

Speculanten, „ich werde über Ihren Vorschlag nachdenken."

Der Speculant verbeugte sich und ging pfeifend fort.

Während dieser Zeit war Monsieur Barry, der seine Frau an Bord des Baratto Junior wußte, angekommen.

Nachdem er Madame Barry und seine Tochter umarmt hatte, legte er ihnen goldene Ketten um den Hals, steckte ihnen Ringe an die Finger, hängte ihnen Uhren an den Gürtel und gab dem Kinde einen Stug.

Der Stug, den ich zum erstenmal sah, ist ein achteckiges Stück Gold, welches in San Francisco 250 Franken gilt. So sah man überall nur Gold und immer Gold.

Was mir besonders auffiel, war die Gleichgültigkeit dieses Speculanten. Er hatte dem Monsieur Giovanni zwei Millionen Franken für seine Waare geboten; dieser hatte sie nicht angenommen, und der Andere ging pfeifend davon, ohne sich weiter um den abgebrochenen Handel zu kümmern, als hätte es sich um ein Bündel Radieschen gehandelt.

Monsieur Barry war viel besser, als seine Frau.

Ohne uns je gesehen zu haben, waren wir vermöge früherer Beziehungen alte Bekannte. Er bot uns sogleich an, bei ihm abzusteigen, und wir nahmen es an.

Wir gingen ans Land. Die Hälfte von San Francisco war eben nieder gebrannt und rauchte noch. Außer dem Rauche schien man die Feuersbrunst gänzlich

vergessen zu haben. Man baute auf der heißen Asche mit Eifer die Häuser wieder auf.

Wir kamen bei Monsieur Barry an. Er wohnte Rue du Pont und hatte durchaus nicht gelitten; das Feuer war nicht bis dort hinauf gekommen. Er war Weinhändler im Großen, und machte als solcher eins der beträchtlichsten Geschäfte in San Francisco. Und doch, was uns auffiel, als wir bei ihm ankamen, war die Abwesenheit der nothwendigsten Gegenstände.

Man war dort, um Geld zu gewinnen, und nicht, um es auszugeben. Monsieur Barry bot uns ein Mittagessen an; wir nahmen es an.

Man stellte Tonnen auf und legte Bretter darüber. Dies war der Tisch. Man breitete über das Ganze ein Tischtuch oder ein Bettuch. Man nahm es nicht so genau damit. Dann holte man Beefsteaks bei dem Restaurateur.

Madame Barry, die an Bord des Schiffes die feine Dame spielen wollte, die erst gerade zur Stunde des Mittagessens ankam und mit ihrer Gabel zwei oder drei Stücke auf der Schüssel anstach, ehe sie eins wählte, sah sich genöthigt, ihren Kaschemir abzulegen und sich zu beschäftigen, Gabeln und Teller zu suchen.

„Aber,“ sagte sie zu ihrem Manne, „Sie speisen doch heute nicht zu Hause, Monsieur Barry?“

„Ei ja, meine Liebe.“

„Aber warum hatte die Köchin das Mittagsessen nicht bereitet?“

„Weil keine Köchin da ist.“

„Der Bediente hätte doch wenigstens den Tisch decken können.“

„Es ist kein Bedienter da. Pest! Es ist wohl genug, Commis zu haben.“

„O, mein Gott! wie machen Sie es denn?“

„Nun, zum Henker, so gut es eben geht. Wenn man Hunger hat, sucht man Etwas zu essen, aber man hat nicht die Zeit, sich vorher mit seinem Diener zu beschäftigen.“

Endlich kam ein Commis mit einem Brod, welches er bei den Bäckern gekauft hatte, und mit vier Beefsteaks von dem Restaurateur.

Seit meinem Eintritt in das Magazin, fühlte ich, wie die Flöhe an meinen Beinen hinaufstiegen.

Kaum saßen wir vor unseren Bretern, als wir, wie gerufen, die Ratten von allen Seiten hervorkommen sahen.

Sie liefen unter unsere Füße und sprangen wie Katzen unter dem Tische umher. Aber die Californier beschäftigen sich nicht damit; sie hatten etwas Anderes zu thun, sie mußten Gold gewinnen.

In dem Augenblick, als man sich in's Bett legte, war es noch schlimmer; da waren keine Betten, sondern große Waarenkisten unten mit einer Matratze versehen. Die Decken und Betttücher wollte man erst kaufen und doch war eine Million im Hause.

Als Monsieur Barry am Abend seinen Umgang

hielt, wünschte er mir eine gute Nacht und fand mich weinend in meiner Kiste, aber mein Mann schlief schon in der seinigen.

„Was fehlt Ihnen denn?“ fragte er mich. „Sind Sie krank?“

„Ach nein, ich bin nur traurig.“

„Weshalb?“

„Sie errathen es nicht?“

Und ich machte eine Geberde, welche die äußerste Trostlosigkeit andeutete, in welche mich diese Abwesenheit der nothwendigsten Gegenstände versetzte.

„Ach ja,“ sagte er, „ich begreife; aber seien Sie ruhig, Sie werden sich schon darin finden.“

„Dies ist also das Leben in Californien?“ rief ich.

„Man ist nicht hier, um zu leben, meine schöne Freundin,“ antwortete Monsieur Barry, „man ist hier, um so schnell wie möglich sein Glück zu machen und fort zu gehen, um anderswo angenehm zu leben. Versuchen Sie zu schlafen und beunruhigen Sie sich nicht wegen des Lärms, der von fünf Uhr Morgens anfangen wird.

V.

Die schöne Union. — Lynch-Justiz.

Es war einleuchtend, daß wir nicht bei Monsieur Barry bleiben konnten; wir befanden uns dort sehr übel und waren ihm außerordentlich lästig.

Wie wir gesehen haben, fehlte zu jener Zeit im Inneren Alles und doch waren Alle Küchengeräthe und Geschirre zu geringen Preisen zu haben; aber die Frau konnte keinen Gebrauch davon machen. Man hatte zu fünfzig Procent unter dem Cours von Paris, London oder Canton französisches, englisches oder chinesisches Porzellan. Ganze Körbe, mit Tellern, Schüsseln, Suppenterrinen und Tassen angefüllt, hatte man vor den Thüren der Magazine stehen lassen; die Wagen, die an den Häusern dahinfuhren, zerbrachen sie. Niemand wollte wegen des Feuers irgend Etwas kaufen.

Am Morgen machten wir uns auf den Weg, um ein Hôtel zu suchen und man forderte uns blos für das Logis zweihundert und fünfzig Piaster ab, ein Wenig mehr als fünfzehnhundert Franken. Wir fanden endlich ein Privathaus, wo wir Logis und Kost für zehn Piaster täglich, also für dreihundert Piaster monatlich, erhielten. Wir waren an einem Sonnabend gegen zwei Uhr gelandet.

Ich habe vergessen zu sagen, daß Monsieur Barry und einige Freunde meinen Gemahl mitnahmen, um ihm die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Da diese Herren nicht viel Zeit hatten, begannen sie mit der merkwürdigsten Merkwürdigkeit, nämlich mit dem Spielhause „zur schönen Union", an der Plaza gelegen. Dieses Etablissement, eins der zuerst begründeten, ist übrigens noch heute das prächtigste in San Francisco.

Es waren in den beiden großen Sälen beinahe hundert Spieltische mit ihren Banquiers, ihren Croupiers und ihrem ganzen Zubehör.

Dieses Zubehör waren ganz mit Sammet und Diamanten bedeckte Frauenzimmer, welche Parade machten.

Obgleich die jüngste fünfunddreißig bis vierzig Jahre alt sein mochte, so waren doch diese Damen ein großer Luxus in einem Lande, wo sich die weibliche Bevölkerung zur männlichen Bevölkerung wie eins zu fünfhundert verhält.

An diesen Tischen spielte man roulette, trente-

et-quarante, monté, faro, vingt-et-un und Lands=knecht. Alle diese Tische hatten als Croupiers Franzosen, da die Franzosen, welchen man nicht immer diese Ehre erwiesen, von den Amerikanern als die ehrlichsten von allen Auswanderern, die nach San Francisco strömen, betrachtet werden.

Jeder Tisch bestand aus einem Croupier, zwei Banquiers und einer Ratisseuse. Alle diese wurden mit dreißig, vierzig und selbst mit fünfzig Piastern für den Abend bezahlt. Man spielte ohne Unterschied mit Gold=staub, mit Stücken Gold oder mit gemünztem Golde.

Der Goldstaub oder die Stücken Gold befanden sich gewöhnlich in Geldgurten, wo am Gewehrhaken entweder ein Paar Pistolen oder ein einfacher Revolver mit sieben Läufen hing. Man spielte wie in der Spielhöhle des Gil=Blas, die eine Hand an seinem Gold, die andere an seiner Waffe.

Es waren Waagschaalen auf jedem Tische. Die Spieler schütteten ihr Gold in eine der Schaalen der Waage, welche sich senkte. Wenn er verlor, nahm der Banquier das Gold; wenn er gewann, schüttete der Banquier so viel, wie er gesetzt hatte, in die andere Schaale.

Ein Orchester präsidirte bei dem Allen. Es bestand aus einem Piano, einer Violine und einer Harfe. Die drei Musikanten befanden sich in einem Winkel auf einer Estrade. Es kostete dem Besitzer des Etablissements fünf=

zehnhundert Franken für den Abend. Bei jedem Coup waren die Teppiche mit Gold bedeckt. Monsieur Giovani bemerkte, daß ein einziges trente-et-quarante 100,000 Piaster, das heißt mehr als 500,000 Franken in der Bank hatte.

Man konnte schwer zu den Tischen kommen. Der große Salon war nicht nur der Versammlungsort der Spieler, sondern auch der Banquiers und der Negocianten, welche ihn als Börse benutzten. Zu dieser Zeit waren noch in San Francisco weder Clubs, Zirkel, noch Gesellschaften. Heutiges Tages, da das Alles da ist, geht Niemand als die Spieler mehr in die „schöne Union", noch anders wohin, um sich keinen üblen Ruf zuzuziehen. Die Besitzer waren die Herren Roß und Soulivan. Sie hatten keinen Compagnon. Alles Gold gehörte ihnen.

Am Abend nach dem Spiele zählte jeder Banquier sein Geld an jedem Tische, that das Geld in Säcke, trug Geld, Goldstaub und Goldstücke in sein Buch ein und legte seine Säcke in die Geldkiste. In der Mitte des Etablissements gingen die beiden Besitzer, die Herren Roß und Soulivan auf und ab. Beide waren jung, elegant und von sehr guten Manieren. Monsieur Soulivan besonders war ein wahrhaft fashionabler Mann.

Zuweilen, wenn ein Croupier seinen Platz verlassen wollte, gab er dem Einen oder dem Anderen von diesen Herren ein Zeichen; Monsieur Roß oder Monsieur Sou-

livan setzte sich darauf an den Tisch und schlug selber die Karten ab. Der Croupier kehrte zurück, nahm seinen Platz wieder ein, und der, welcher abgeschlagen, setzte seine Promenade fort.

Um sechs Uhr wurde das Spiel begonnen und zu gleicher Zeit die Geldkiste geöffnet, welche offen blieb, bis jeder Banquier seinen Sack geholt hatte; und seltsam genug, es war Niemand da, um zu überwachen, daß jeder nur seinen Sack und nicht aus Versehen den Sack eines Anderen nahm; Niemand überwachte diese.

Man hatte volles Vertrauen zu ihnen und nie ging aus einem solchen Vertrauen die geringste Schwierigkeit hervor.

Ein Mann hätte mit einem Sack von 500,000 Franken durchgehen können; aber das Gold war so gemein, daß nie etwas dergleichen geschah. Man machte die Aufrechnung nur alle Sonnabende. Jeden Sonnabend reservirte man das Kapital und gab den Besitzern den Gewinn, den man während der Woche gemacht hatte.

Jeden Abend wurden alle Angestellten bezahlt, selbst die Strohmänner. So nennt man die Lockvögel, nämlich die Männer, welche thun, als ob sie spielen, und die in der That auch spielen, aber mit dem Gelde des Etablissements.

Diese Strohmänner erhielten fünf bis sechs Piaster

für den Abend. Wie die Banquiers und die Croupiers waren fast alle Franzosen.

Jeden Abend fand im ersten Stock ein Abendessen statt, wobei man nur Champagner trank, der damals fünf Piaster die Flasche kostete.

Das Souper kostete einige hundert Piaster. Die Herren Roß und Soulivan machten ihre Einladungen, indem sie auf- und abgingen.

In dem Augenblick, als Monsieur Giovanni mit einer begreiflichen Aufmerksamkeit alle diese Tische prüfte, die von Banditen umgeben zu sein schienen, da alle Spieler meistens mit leinenen Beinkleidern, mit Hemden von blauer, gelber und rother Wolle bekleidet, mit Pistolen, mit Revolvern und mit Messern bewaffnet waren; in dem Augenblick, wo diese Herren, sagte ich, dies Alles, ihre Cigarren rauchend, ansahen, ließ sich ein großes Geräusch in dem Eintrittssaale hören.

Monsieur Soulivan eilte nach der Richtung des Geräusches hin. Er war sehr tapfer und zauderte niemals, sich unter die Streitenden zu stürzen, so sehr sie auch aufgeregt schienen, und indem er sehr leise sprach und ein sehr ruhiges Ansehen hatte, war es sehr selten, daß der Streit sich bei seiner Stimme oder bei seiner Geberde nicht beruhigte.

Dies Mal kam er zu spät. Ein leiser Wortwechsel hatte eben stattgefunden.

Die Streitenden hatten beschlossen, die Uneinigkeit durch ein Pistolenduell auszugleichen und sie hatten es einfacher gefunden, um keine Zeit zu verlieren, sich auf zwanzig Schritte Entfernung, den Revolver in der Hand, in die Mitte des Saales zu stellen und die sieben Schüsse, womit jeder derselben geladen war, auf einander abzufeuern.

Um diejenigen, welche die Kugeln erhalten konnten, welche die Duellanten nicht trafen, kümmerten sie sich nicht im Geringsten.

Zwei oder drei Schüsse wurden abgefeuert, ehe Monsieur Soulivan von der einen und einige gut gesinnte Männer von der anderen Seite die Gegner entwaffnen konnten. Indessen wurde an einem der Tische ein Schrei ausgestoßen.

Monsieur Otto, ein Banquier, hatte eben eine Kugel in den Fuß bekommen. Man trug Monsieur Otto fort, aber man dachte nicht daran, die beiden Duellanten, welche amerikanische Goldgräber waren, zu verhaften.

Die Herren hatten Alles gesehen, was hier zu sehen war, und selbst noch mehr, als man hier gewöhnlich sah, obgleich dergleichen Streitigkeiten nicht selten waren.

Sie kehrten nach Hause zurück und erzählten uns das Alles. Es war ein seltsamer Contrast zwischen dem Erstaunen des Monsieur Giovanni und der Ruhe des Monsieur Barry.

Am folgenden Tage, welcher ein Sonntag war, sahen wir, während die Herren in dem kleinen Hinterzimmer rauchten, während Madame Barry, das Kind und ich die Vorhänge aufgezogen hatten und durch die Fenster des Magazins blickten, sahen wir plötzlich eine große Anzahl Menschen laufen, welche heftige Bewegungen machten und ein lautes Geschrei ausstießen.

Mitten durch diese Menge fuhr ein Wagen mit großer Schnelligkeit und Geräusch. Die Menge, welche noch dichter und aufgeregter wurde, als wir sie Anfangs gesehen, folgte diesem Wagen.

Wir wollen die Lage erklären, damit man verstehe, was vorging.

Zu jener Zeit, wo San Francisco noch nicht von einem wohlgeordneten Gesetzbuche geleitet wurde, hatte sich ein Sicherheitscomité gebildet, welches aus rechtschaffenen Leuten aus allen Ländern bestand, die von ihren Nationen abgeordnet wurden, um sich Gerechtigkeit zu verschaffen, wenn man sie ihnen verweigern sollte. Dieses Comité übte die sogenannte Lynch-Justiz aus.

Der Erste, der sich auf diese Weise zum Richter aufwarf, hieß wahrscheinlich Lynch.

Sich außer den Behörden Recht verschaffen, hieß also Lynch-Justiz üben. Nun hatte die Sicherheitsbehörde Leute verhaften lassen, welche man beschuldigte, die kürzlich stattgefundene Feuersbrunst angelegt zu haben.

Es waren Sträflinge von Sidney, welche man dort Sidney ducks (Sidneyenten) nennt. Diese beiden Männer empfahlen sich also nicht durch ihre früheren Handlungen, da sie aus London nach Sidney deportirt wurden und von dem Orte ihrer Deportation entflohen waren.

Die Behörde hatte sie reclamirt. Das Comité hatte sie nur ungern losgelassen, und zwar nur nach dem ausdrücklichen Versprechen der Behörde, Gerechtigkeit zu üben.

Plötzlich kam das Gerücht, welches das Comité als begründet ansah, daß die Behörde die beiden Schuldigen vielleicht vermöge einer beträchtlichen Geldsumme in Freiheit setzen könne. Dies war mehr als ein Mal geschehen, und die Sicherheitsbehörde nahm demnach ihre Maßregeln.

Um elf Uhr Morgen nahmen einige Mitglieder des Comité einen Wagen. Man kam im Augenblick des Gebetes im Gefängnisse an; man ließ sich die Thüren öffnen, man trat in die Kirche, man bemächtigte sich der beiden Männer, man zwang sie in den Wagen zu steigen und führte sie mit verhängtem Zügel zu dem Orte ihrer Hinrichtung. Der Wagen, welcher sie einschloß, war der, welchen wir eben hatten vorüberfahren sehen.

Auf das Geräusch, welches die laufende und schreiende Menge machte, stürzten sich die Herren auf unsere eigene Aufforderung aus dem Hause und folgten der Menge.

Der Wagen hielt in der Rue Montgomery vor einem Hause an, vor welchem eine Winde hing, welche bestimmt war, die Waaren auf die Böden hinaufzuziehen.

In der ersten Etage hatte sich die Sicherheitsbehörde zur Berathung versammelt.

Man zog die beiden Männer aus dem Wagen, faßte sie an und trug sie die Treppe hinauf. Dort befanden sie sich vor ihren Richtern, welche schon das Urtheil ausgesprochen hatten.

Sie waren zur Todesstrafe verurtheilt und erhielten fünf Minuten Zeit, sich auf den Tod vorzubereiten.

Nach Verlauf dieser fünf Minuten wurde der Strick der Winde hereingezogen. Eine doppelte Schlinge wurde daran befestigt und diese doppelte Schlinge um den Hals der beiden Gefangenen geschlungen.

Sechs Männer zogen auf ein gegebenes Signal zugleich an dem anderen Ende des Strickes, und gewaltsam aus dem Inneren des Zimmers herausgerissen, erschienen die beiden Verurtheilten, zappelnd am Ende des Strickes.

Nach Verlauf von fünf Minuten hatte man Gerechtigkeit geübt; sie hatten aufgehört zu leben.

Als die beiden Männer gehängt waren, wurde für sie mit allen Glocken der Stadt geläutet.

Es war die erste Hinrichtung, die in San Francisco

an einem Sonntage geschah; und ich glaube, es war auch die letzte.

Am Montag wurden unsere Koffer in unsere neue Wohnung gebracht, und während unsere Waaren ihrerseits auch das Zollamt passiren mußten, begannen wir unsere Ausflüge in San Francisco.

VI.

Die Amerikaner.

Was uns bei unserem ersten Ausgange besonders auffiel, war die Lebhaftigkeit auf diesen Straßen, wovon einige schon gedielt, andere aber noch schmutzig waren. Sie hatten indessen schon einen beträchtlichen Fortschritt gegen 1848 gemacht, zu welcher Zeit man nur mit Wasserstiefeln ausgehen konnte, und wo diese Stiefel, welche halb die Schenkel hinauf gingen, 250 Franken das Paar kosteten.

Um uns einen Begriff zu geben, welch ein beweglicher Sumpf, worin man hätte versinken können, diese Straße gewesen, erzählte uns einer von unseren Freunden, Monsieur Betty, als er im Jahre 1849 gerade mit einigen seiner Freunde auf dem Washingtonplatze gesprochen, sei das Gerücht zu ihnen gekommen, daß eben eine Brigg,

welche fünfundzwanzig mexikanische Frauen führe, die Anker ausgeworfen.

Zu jener Zeit waren die Ausgewanderten in derselben Lage, wie die Römer vor der Entführung der Sabinerinnen.

Bei dieser Nachricht von der Ankunft der fünfundzwanzig Frauenzimmer eilten Monsieur Betty und seine Freunde, so schnell sie laufen konnten, um zum Hafen zu gelangen, ehe alle entführt waren; aber zum Unglück versäumten Drei von Vieren, den nothwendigen Umweg zu machen und versanken bis über die Knie in den Schlamm.

Je mehr Anstrengungen sie machten, sich herauszuziehen, desto unglaublicher versanken sie. Ein Einziger, welcher erkannt hatte, daß in gewissen Fällen die krumme Linie die kürzeste ist, gelangte bis zum Hafen; aber es war zu spät, die Mexikanerinnen waren schon untergebracht.

Während dieser Zeit schrien die drei Unglücklichen, welche versunken waren, um Hülfe, und es war ein Ingenieur für Brücken und Chausseen und ein ganzer mechanischer Apparat nöthig, um sie aus ihrer unangenehmen Lage zu ziehen.

Das Meer stand ehemals an derselben Stelle, wo sich gegenwärtig der Mittelpunkt der Stadt befindet. San Francisco ist allmälig größer geworden.

Wir haben von den Sandbergen gesprochen, mit

welchen fast alle Straßen enden. Wir haben gesagt, daß die Häuser, so wie man weiter baut, allmälig diese Sandberge zurückschieben. Die, welche sich der Bucht näherten, schoben diese Sandberge ins Meer, welches seinerseits sich mit der großen Anzahl von Schiffen ausfüllte, welche man nach der Desertion der Schiffsmannschaften versenkt.

Die Schiffe kamen in zahlloser Menge. Es war nicht eine einzige Ladung zur Ausfuhr zu bekommen. Die Schiffsmannschaften desertirten und gingen ans Land, wo sie augenblicklich Stellen bekamen. Der Kapitain blieb an Bord, und wenn er die Unmöglichkeit sah, sein Schiff zurückzuführen, hieb er die Masten ab. Das Schiff wurde in einen Brückenkahn verwandelt und diente endlich als Magazin.

Dann ging die Waare, womit das Schiff beladen war, nach und nach an's Land. Der Kapitain baute sich eine Barke oder ließ sich eine bauen und der Stumpf des Schiffes wurde unbrauchbar oder man versenkte ihn.

Die Amerikaner kauften für unbedeutende Summen was man Wasserstrecken nannte. Es handelte sich nur darum, eine längere Zeit zu warten und diese Wasserstrecken wurden Landstrecken.

Nach vierzehn Tagen standen fünf oder sechs Häuser darauf; nach sechs Wochen war es ein Stadtviertel; nach sechs Monaten war es eine Stadt, die sich völlig bewohnt nach Contra Costa hinunter zog.

Es war nicht die Hand Gottes, die man dort ge-

wahr wurde, sondern die des unermüdlichen amerikanischen Unternehmers, der kein Hinderniß kennt und ungeheure Schwierigkeiten auf dem Wege seiner raschen Fortschritte überwindet.

Auf der anderen Seite erstreckt sich San Francisco ins Land hinein.

Einmal außerhalb der Stadt, hat der Boden fast keinen Werth mehr; um sich zum Herrn einer Landstrecke zu machen, die einem gefiel, baute man sich zu Anfang Californien's eine Baracke; man zog um das Haus, wie Romulus um Rom, eine Kreislinie; man zahlte der Regierung eine geringe Abgabe, und man war Eigenthümer. Man nannte dies das Gebiet der Squatters, welches seitdem so viele Streitigkeiten erregt hat.

Was bei dieser Bewegung auf den Straßen und in dieser ganzen Menge, die sich drängte, auffiel, war die fast gänzliche Abwesenheit der Frauen. Die wenigen, die sich in San Francisco befanden, beschränkten sich klüglich auf ihre Wohnung.

Es war keine Sicherheit für eine anständige Frau, die allein ausgegangen wäre, denn eine Frau, die allein ausging, konnte nicht für eine anständige Frau gehalten werden.

Ueberall, so weit der Blick reichte, sah man die wollenen Hemden der Goldgräber. Von Zeit zu Zeit ging durch diese Uniform der Arbeiter ein schwarzer Oberrock; aber es war selten.

Man begegnete vielen Karren, einige von Pferden, andere von Menschen gezogen. Da waren keine Droschken. Es befanden sich nur zwei oder drei Fiacre in San Francisco, und man bezahlte sie mit funfzig Piastern für den Tag.

Der Verkehr auf den Straßen, der schon wegen der unerhörten Anzahl der Fußgänger, die alle rasch gehen wie Leute, die nicht ihrem Vergnügen, sondern ihren Geschäften nachgehen, schwierig ist, wird noch mehr durch die Waaren jeder Art, jedes Landes und jedes Werthes gesperrt, die sich vor den Magazinen anhäufen, welche schon bis an die Thüren und Fenster gefüllt sind.

Man machte Queue vor den Läden, wo Kleider, Hausgeräthe und Lebensmittel verkauft wurden; die Magazine von Luxusartikeln, die jetzt so großes Glück machen, waren gänzlich unbesucht und es waren damals noch rohe Anfänge der schönen Bazars, deren Ladenmädchen in glänzender, deren Commis im schwarzen Frack, deren bis auf die Straße ausgebreiteten Teppiche heutiges Tages die Kauflust der Vorübergehenden reizen. Ich erwähne nur die Häuser Candler, Guerin und Pommier.

In der Mitte dieses Chaos oder vielmehr dieses ganzen Gedränges erhoben sich hie und da Häuser von Stein; die meisten dieser Steine kamen schon behauen von China. Es waren Obelisken, die man zersägte.

Es waren wohl vortreffliche Steine in der Umgebung

von San Francisco, aber man wollte lieber Gold reinigen, als die Steinbrüche durchsuchen.

Die schönsten und vorzüglichsten Wohnungen dieser Art waren damals die der Herren Argenti, Bourgoyne und Dawidson; endlich hat sich das Eldorado, bei der Geburt von San Francisco, alle Unglücksfälle überlebend, nach jeder Feuersbrunst wie ein Gespenst der Vergangenheit aufrecht wieder gefunden.

Da waren überdies Häuser von Gußeisen, die man für unverbrennbar gehalten.

Nach der ersten Feuersbrunst fand man sie verdreht, wie Gichtkranke oder Verdammte wieder, und gleich dem Stier des Phalaris hatten sie ihre Bewohner verzehrt.

Es waren noch weder Straßenlaternen noch Gas da; am Abend erhellten die Läden allein die Straßen.

Von Kirchen war da die katholische Kirche und die protestantische Kapelle.

Die katholische Kirche stand in der Rue Jackson; das Feuer ist nie bis zu ihr hinaufgekommen.

Von Theatern war da, das französische Theater von Adelphi, welches auch niemals niedergebrannt ist, und ein oder zwei kleine amerikanische Theater.

Da war die Post, eine fabelhafte Anstalt, die am Meisten beschäftigte Post in irgend einem Theile der Welt.

Glücklich wäre das Theater von Paris oder London welches am Abend eine Queue gleich der hätte, welche

den ganzen Tag vor der Thür der Post von San Francisco aufgestellt ist.

Die Vergnügungen waren das Spiel, das Theater, die heiligen und profanen Concerte. Aber die Spielhäuser allein machten ihr Glück.

Hertz wird bezeugen, was ich behaupte. Er ist gekommen, und ungeachtet seines immensen Talents glaube ich, daß er in San Francisko mehr französisches Gold zurückgelassen, als er californisches Gold nach Frankreich mitgebracht hat.

Ich habe gesagt, daß das Verhältniß der Frauen zu den Männern kaum eins zu fünfhundert war.

Wenn wir am Abend mit unseren Männern ausgingen, die man indessen wohl bewaffnet wußte, war es selten, daß wir nach Hause zurückkehrten, ohne auf eine Weise umringt und angesehen zu werden, welche anderswo, als in Californien sehr wenig schicklich scheint, aber dort, zu der Zeit, von der ich rede, sehr zu entschuldigen war.

Ich werde zu seiner Zeit eine blutige Katastrophe erzählen, wovon ich die sehr unschuldige Ursache war.

Wir waren, wie ich gesagt, zu Anfang des Jahres angekommen; es herrschte eine entsetzliche Kälte. Kein einziges Haus hatte einen Kamin. Das Goldfieber vertrat die Stelle des Feuers.

Das Klima von San Francisko ist übrigens ein entsetzliches Klima. Es wechselt drei Mal täglich.

Die ganze Nacht, das heißt von Mitternacht bis drei Uhr Morgens, fällt ein Thau, der reichlich für einen Regen gelten kann. Am Morgen hört der Regen auf aber die Feuchtigkeit und die Frische dauern fort.

Um elf Uhr beginnt eine glühende Hitze. Am Vormittag weht ein entsetzlicher Wind, der uns mit dem Staube, der von den Gebirgen kommt, blendet und von zwei bis sechs Uhr bläst. Dann kommt eine eisige Kälte, welche bis acht oder neun Uhr dauert.

Von neun Uhr bis zwei Uhr Morgens ist eine entzückende Nacht.

Es war in San Francisko ein Ort, welcher übrigens noch existirt, wo ein solcher Wind blies, daß ihm kein Männerhut, so weit er auch über die Stirn gezogen war, kein Frauenhut, so fest er auch zugebunden war, widerstehen konnte. Dieser Ort befindet sich an der Stelle, wo die Rue Kearney und die Rue Washington enden, auf dem Platze am Winkel des Eldorado, und man sollte diesen Ort das Cap-Horn nennen.

Und jetzt wollen wir unter diesem Gemisch von Völkern die Fähigkeit eines jeden betrachten.

Die vorzüglichsten Proben von Völkern, von der ganzen Welt nach Californien geschickt, waren die Amerikaner, die Franzosen, die Chinesen, die Mexikaner, die Irländer.

Dann eine besondere Kategorie bildend, befanden

sich dort Deutsche, Italiener und einige Engländer. Vor allen Dingen wollen wir bemerken, daß es unter solchen Umständen ungerecht sein würde, sich einen allgemeinen Begriff von einem Volke nach einer Probe zu machen.

Beginnen wir mit den Amerikanern.

VII.

Die Amerikaner.

Die Amerikaner waren der Grundstein des Gebäudes. Der Boden gehörte ihnen. Sie waren zu Hause und jeden Augenblick zeigten sie die Macht der Willkür, statt der des Gesetzes. Sie waren es besonders, welche in die Bergwerke gingen.

Als kräftigen Arbeitern war ihnen das Geschäft, so schwer es war, niemals zuwider. Es glückte ihnen besser, als irgend einer anderen Nation, bei dem Zutagefördern des Goldes.

In der Stadt waren sie im Besitz des ganzen Handels von einiger Wichtigkeit. Sie waren Banquiers, Agenten, Goldhändler, Pulverhändler, und sie nahmen sogar das Geschäft der Barbiere für sich in Anspruch.

Ihnen gehörten alle Dampfböte, welche gingen und kamen, alle Eisenbahnen, als Mittel der raschen Ortsbewegung.

Das Sprichwort: Time is money, Zeit ist Geld, ist wesentlich amerikanisch.

Niemals ist ein Amerikaner ohne Beschäftigung. Er wird lieber zerstören, als unthätig bleiben, aber unaufhörlich wird er seine Hände mit irgend Etwas beschäftigen. Die Beschäftigung des Verstandes ist ihm nicht hinreichend.

Wir wollen ein Beispiel geben, denn ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit einer kleinen Geschichte, die mich zum Lachen gebracht hat und womit ich viele Amerikaner selber zum Lachen gebracht habe.

Ein Amerikaner kommt eines Tages in London an, tritt in ein Hôtel ein und verlangt zu Mittag zu speisen. Er trifft zufällig den einzigen amerikanischen Kellner des Hôtels; dieser erkennt sogleich einen Landsmann.

„Sogleich,“ antwortet dieser.

Aber da das „Sogleich“ bei dem Serviren des Dîner wenigstens eine Viertelstunde bedeutet, so verliert der Kellner, nachdem er dem Master Cook Schnelligkeit anempfohlen hatte, keine Zeit, sucht und findet einen kleinen Stock. Als er den Stock gefunden hat, bringt er ihn dem Amerikaner ohne ein Wort zu sagen.

Der Amerikaner dankt ihm kalt mit einem Kopfnicken, zieht aus seiner Tasche ein kleines Messer und beginnt den Stock in tausend kleine Stücke zu zerschneiden.

So hatte der Kellner die Rücklehnen der Lehnsessel gerettet.

Nach Verlauf von zwanzig Minuten meldete man das Mittagessen an. Der Amerikaner war nicht ungeduldig geworden, er beschäftigte sich. Nur mußte man das Zimmer auskehren, denn es war mit Spänen angefüllt.

Dieses kleine Messer verläßt den Amerikaner nie. Es ist sein vertrautester Freund. Ich werfe ihm hier sogar, da ich davon rede, den entsetzlichen Wahnsinn vor, daß er, wenn er Nichts zu zerschneiden oder zu zerhacken hat, sich desselben als Zahnstocher bedient.

Nach der Art, wie er sich dessen bedient, kann man beurtheilen, ob er zufrieden oder in übler Laune ist, ob die Operation, womit er sich beschäftigt, ein Mißgeschick oder ein glückliches Gelingen ausdrückt.

Der Amerikaner, welcher auf sich zu schneidet, ist in guter Laune und hat gute Geschäfte gemacht.

Es war ein Amerikaner, ein Mann voll Geist und Würde, der mir das sagte, als er neben mir auf dem Verdeck des Stewens saß, beschäftigt, das Leder seines Absatzes zu zerschneiden, da er, ungeachtet seiner großen Neigung, nicht wagte, die Rücklehne seines Lehnsessels oder die Balustrade des Schiffes zu beschädigen.

Der Amerikaner ist vor allen Dingen muthig und arbeitsam. Wir wollen sehen, wie er eine Riesenarbeit beginnt. Es ist ein Wald auszubeuten; es bildet sich

eine amerikanische Gesellschaft; man reist ab, man kommt an, man schlägt den Wald nieder.

Fürs Erste will man freien Raum haben.

„Dann, wenn der Wald gefallen ist, thut man drei Dinge, welche für den Amerikaner die Grundlage von Allem sind; man gründet ein Journal, man baut ein Dampfschiff, man zeichnet eine Eisenbahn vor; gleich darauf geht die Speculation weiter und wird, was Californien geworden ist.

Es sind in New-York — ich nehme New-York, wie jedes andere Land Amerika's — es sind in New-York zum Beispiel drei Dampfschiffe, welche zu irgend einer Bestimmung abgehen.

Das eine macht die Ueberfahrt in einem Tage; das zweite macht die Ueberfahrt in zwei Tagen; das dritte macht die Ueberfahrt in drei Tagen. Das, welches einen Tag braucht, platzt einmal auf drei Reisen: das, welches zwei Tage braucht, platzt einmal auf zehn Reisen; das, welches drei Tage braucht, platzt einmal auf dreißig Reisen. Nun werden von drei Amerikanern zwei das Dampfschiff wählen, welches einmal auf drei Reisen platzt.

Der Amerikaner, der in Geschäften reist, kennt die Gefahr nicht: Time is money. (Zeit ist Geld!)

Wir haben gesagt, daß wenigstens in San Francisco Gewalthätigkeiten vorkommen; anderswo kenne ich sie nicht. Geben wir einen Begriff von dieser Gewaltthätigkeit. In einer Nacht wurde unser Consul, Mon-

sieur Dillon, plötzlich von einem Franzosen geweckt, der auf einem Dampfschiffe von Sacramento-City ankam; Monsieur Dillon ließ den Franzosen in sein Zimmer eintreten und dieser erzählte ihm Folgendes:

Zwei Franzosen, Vater und Sohn, ein junger Mann und ein Greis, brannten Kohlen auf einer der Hochebenen, welche den Weg zu der Sierra begrenzen. Da die Hochebene beinahe zwei Tagereisen von San Francisco entfernt war, so belästigten sie Niemanden und bis dahin hatte sie auch Niemand belästigt.

Eines schönen Tages gefiel die Stelle, die sie gewählt hatten, amerikanischen Goldgräbern. Diese theilen den beiden Franzosen den Befehl mit, sich zurückzuziehen. Der Vater verweigert es. Die Amerikaner drohen, Gewalt anzuwenden. Der Vater erklärt, daß er sich widersetzen wird.

Man nimmt den Vater, man schleppt ihn fort, und da er sich, wie er vorher gesagt, widersetzt, entkleidet man ihn und zwei Männer peitschen ihn, während vier Männer den Sohn festhalten, den man zwingt, Zeuge der seinem Vater auferlegten Strafe zu sein.

„Und wirst Du jetzt freiwillig gehen?“ sagten die Amerikaner zu dem Greise, als die Execution beendet war.

„Nein!“

„Dann kommt die Kur an den Sohn!“

Und der Sohn wird jetzt vor den Augen des Vaters gemißhandelt; dann treibt man sie mit Gewalt fort,

indem man ihnen droht, auf sie zu feuern, wie auf Hunde, wenn sie die Kühnheit haben sollten, zurückzukehren.

Die beiden Franzosen flüchteten sich einige Meilen von dort in eine Hütte, wo sie gastfreundliche Aufnahme fanden. Es war der Besitzer dieser Hütte Franzose wie seine Gäste, und, aufgebracht über die Behandlung seiner beiden Landsleute, kam er, Gerechtigkeit für sie bei Monsieur Dillon zu suchen.

Monsieur Dillon klingelt, verlangt seine Kleider und seine Reisestiefel; dann geht er geradezu zu dem Maire, Monsieur Braham, und verlangt, daß man ihm zwei Richter mitgebe, um Gerechtigkeit zu verlangen. Man giebt sie ihm sogleich.

Monsieur Dillon verdient nicht nur jede Achtung, sondern wird auch geachtet, wie er es verdient.

Bei der ersten Abfahrt des Dampfschiffes ging er an Bord, verließ dann mit seinem Führer das Fahrzeug, ging über die Aecker und erreichte am zweiten Tage die Hütte, wohin sich die beiden Franzosen geflüchtet hatten, die noch dort waren, und um welche sich einige fünfzig Amerikaner versammelt hatten.

Er ging, von seinen beiden Richtern begleitet, durch diese Menge, stellte sich in die Mitte und redete die Leute englisch an. Monsieur Dillon spricht bewunderswürdig englisch.

„Meine wackeren Leute,“ sagte er zu ihnen, „seit

der Entstehung Californien's im Jahre 1848 haben wir große Fortschritte in der Civilisation gemacht und schreiten noch immer vorwärts. Wie kommt es denn, daß, während wir mit Riesenschritten weitergehen, im Jahre 1851 so barbarische Scenen geschehen können, wie sich hier so eben zugetragen haben? Haltet Euch überzeugt, daß ich meinerseits, meiner Pflicht als Consul von Frankreich getreu und gehorsam, in dem Gefühl der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, welches in dem Herzen jedes redlichen Mannes ist, niemals zugeben will, daß ein Franzose von Amerikanern oder irgend einer anderen Nation gemißhandelt werde, ebenso wenig, wie ich, so weit meine Kräfte reichen, zugeben werde, daß ein Amerikaner von Franzosen belästigt werde. Meine unglücklichen Landsleute haben, wie Ihr wißt, nur zu viel schon gelitten, als zum Nachtheil Aller in Californien kein anderes Ansehen galt, als das der Gewalt; aber heute wird es nicht so sein. Ich habe Unterstützung und die Gegenwart dieser Herren, die jetzt bei mir sind, beweist es. Nun, meine wackeren Leute, Ihr seid redliche Männer: helft uns Gerechtigkeit zu üben gegen zwei Banditen!"

Und indem Monsieur Dillon diese Worte beendet, wählt er drei oder vier Amerikaner aus, deren Gesichter ihm gefallen. Er geht auf sie zu, legt ihnen die Hand auf die Schulter und sagt:

„Ihr — Ihr — Ihr — geht und führt diese beiden Schuldigen zu mir."

Die bezeichneten Amerikaner verneigen sich und gehen, und in einer Stunde sind die beiden Schuldigen in den Händen der Richter.

Nach San Francisco geführt und eingekerkert, wurden die beiden Schuldigen verhört und verurtheilt, wenn gleich von amerikanischen Richtern.

Noch einige Worte über den Charakter des Volkes, welches so sehr auf seinen eigenen Füßen steht.

Der Amerikaner weigert sich nie, um welchen Preis es sei, eine Tagesarbeit zu übernehmen. Wenn er nicht fünf Piaster für den Tag bekommen kann, so nimmt er vier, drei, zwei und selbst einen.

Der Franzose dagegen weigert sich zu arbeiten, so lange man ihm nicht die bestimmte Summe bewilligt hat.

So kommt der Franzose in Gefahr, einen Tag von dreien kein Mittagsessen zu bekommen, während der Amerikaner, wenn auch vielleicht schlecht, doch immer zu Mittag speist. Ich bin zehn Mal Zeuge von Scenen dieser Art gewesen.

Ein Franzose kam wegen Arbeit zu Monsieur Giovanni, der es vorzog, alle Anderen zu beschäftigen, nur nicht meine armen Landsleute.

„Wie viel für den Tag?“

„Fünf Piaster.“

„Drei Piaster, wenn Ihr wollt.“

„Vier, wenn sie wollen?“ versetzte der Franzose.

„Nein, drei, das ist das Höchste, was ich gebe.“

Der Franzose wendete ihm den Rücken und ging fort, indem er Monsieur Giovanni eine Unverschämtheit hinwarf. Darauf fand sich ein Amerikaner ein.

„Sie haben mir Arbeit zu geben, Patron?"

„Ja."

„Um so besser."

„Wie viel für den Tag?"

„So viel Sie wollen."

„Nein, bestimmt es selber!"

„Sie sind vernünftig, Sie wissen, wie viel ein Mann für den Tag bekommt!

„Drei Piaster, ist Euch das recht?"

„Es muß wohl, wenn es Ihr Preis ist."

Und der Amerikaner machte sich an die Arbeit und that für drei Piaster zwei Mal so viel, wie der Franzose für fünf würde gethan haben.

Im Allgemeinen, aus welchem Lande man auch sei, sind die Leute unseres Landes immer die schlechtesten Arbeiter, die man finden kann.

Den stärksten Widerwillen empfindet der Amerikaner gegen den Neger oder den Mulatten.

Monsieur Giovanni hat die Scene, die ich erzählen will, mit eigenen Augen gesehen. Er lachte sich halb krank und hielt sich noch die Seiten.

Er ging über den Washingtonplatz. Eine Industrie, welche auf diesem Platze ausgeübt wird, ist das Schuh=

putzen. Diese Industrie wird im Allgemeinen von Franzosen betrieben.

Ein Mulatte stellt seinen Fuß auf die Schachtel des Schuhputzers. Dieser kümmert sich nicht um die Farbe seines Kunden, sondern nimmt seine Bürste und putzt.

Ein Amerikaner geht vorüber und bleibt vor der Gruppe stehen, als könne er seinen Augen nicht trauen. Dann, völlig überzeugt, daß er sich nicht geirrt, fällt er mit heftigen Faustschlägen über den Mulatten her.

„Da, das hast Du für Deine Unverschämtheit, Dir von einem Weißen die Stiefel putzen zu lassen, Elender!" sagte er zu ihm.

Dann, nachdem er den Mulatten geschlagen, fällt er über den Weißen her.

„So," sagte er, „das ist für die Gemeinheit, einem Mulatten die Stiefel zu putzen!"

Man muß wirklich nach Californien kommen, um dergleichen Kraftanstrengungen zu sehen.

Der Amerikaner ist sehr strenge hinsichtlich der religiösen Uebungen und der Sitten der Frauen.

Der geringe Erfolg, den Lola Montes in Amerika hatte, rührte für's Erste davon her, daß man sah, wie sie die Erinnerung an ihre bairischen Abenteuer ausbeuten wollte und dann, daß ihr cavaliermäßiges Benehmen den Amerikanern besonders zuwider war.

San Francisco hat angefangen, eine Art von Go=

morrha zu sein. Aber sobald die amerikanische Autorität sich in der Person des Mr. Garrison geltend gemacht hat, ist San Francisco eine Stadt wie alle anderen geworden. Und vielleicht, wenn man jetzt San Francisco in moralischer Hinsicht mit London und Paris vergleicht, ist San Francisco noch im Vortheil.

Das Geld ist die vorzüglichste Leidenschaft der Amerikaner. Wir haben ihr Sprichwort: Zeit ist Geld! schon mehrmals angeführt. Wir können noch hinzufügen, daß der Dollar ihr Gott ist.

Eine Anekdote — ich könnte deren hundert anführen — wird beweisen, in welchem Grade sie ausdauernd sind, und wie sie immer den Zweck erreichen, den sie sich vorgesetzt haben.

Nach einem Aufenthalte von sechs Jahren war ein Amerikaner, der in den Bergwerken gearbeitet, in Californien dahin gekommen, dreitausend Piaster zu ersparen. Es war sehr wenig für eine so lange Arbeit. Diese Summe war die, welche er als die niedrigste festgesetzt hatte. Als er die Summe zusammengebracht hatte, kehrte er nach San Francisco zurück, entschlossen, wieder abzureisen und dieses kleine Vermögen seiner Frau und seinen Kindern zurückzubringen, welchen er außer dieser ersparten Summe regelmäßig ein kleines Jahrgeld schickte. Das Packetboot, welches er benutzen wollte, fuhr erst am folgenden Tage ab.

Am Abend, als er Nichts zu thun wußte, trat er in das Spielhaus. Er war nicht das erste Mal, aber er spielte nie. Er näherte sich einem Tische und sah mechanisch eine Zeit lang dem Spiele zu, dann schien ihm plötzlich ein Gedanke einzufallen, der so schrecklich für ihn war, daß sein Gesicht sich auf solche Weise entstellte, daß die Blicke aller Anwesenden sich auf ihn richteten. Er machte seinen Gurt, worin er sein kleines Vermögen trug, welches er sich so mühsam erworben hatte, los, legte es auf die Waagschaale und sagte:

„Nach Hause oder wieder in die Bergwerke!"

Er hatte auf Roth gesetzt.

Der Banquier drehte das Rad, und während der zwanzig Secunden, als es sich drehte, erschraken die erfahrensten Spieler über die Art, wie der Amerikaner diese Kugel, woran sein Leben zu hängen schien, betrachtete.

Es war ein Mann von fünfundvierzig Jahren, mit stark markirten Zügen und schwarzem Bart und Haaren.

Die Kugel fiel auf Roth: der Amerikaner hatte gewonnen. Er stieß einen Schrei aus, der eben so sehr einem Gebrüll des Schmerzes, als einem Ausruf der Freude glich.

„Dreitausend Piaster!" rief er wie ein Wahnsinniger, „dreitausend Piaster!"

Der Banquier zählte ihm nachlässig dreitausend Piaster hin. Der Amerikaner that sie in seinen Gürtel und ging aus dem Saale. Er kehrte in sein Hôtel zu-

rück, verlangte den Schlüssel in sein Zimmer und schloß sich dort ein.

Als man ihn am folgenden Tage nicht herunterkommen sah, schlug man die Thür ein. Man fand ihn todt, seinen Geldgurt gegen seine Brust gedrückt haltend. Sein Bart und seine Haare waren weiß.

VIII.

Die Franzosen.

Nach den Amerikanern kommen hinsichtlich der Zahl und des Einflusses die Franzosen; indem die Amerikaner vor ihnen den Vorrang haben, haben sie den Vorrang vor den anderen Völkern.

Im Allgemeinen kommen die Franzosen ohne einen Sou an und bringen als ihr einziges Mittel, ihr Glück zu machen, ihre Heiterkeit und ihre Befähigung zu Allem mit.

Die, welchen es am Besten glückte, waren solche, die mit einem Berufsgeschäfte ankamen. Wenige wurden Goldsucher, und wenn sie es wurden, vereinigten sie sich zu zwanzig oder dreißig, speisten zusammen und sangen Beranger's Lieder zum Dessert, gelobten, einander nicht zu verlassen, was auch geschehen möchte, bildeten eine

Gesellschaft und reisten voll Herz und Muth, voll gutem Willen und Hoffnung ab und sahen schon im Voraus ihre Taschen vom Golde brechen; wenn sie an Ort und Stelle ankamen, wußten sie kein Wort englisch; wenn sie eins wußten, machten sie es zur Grundlage der Sprache und wendeten es bei jeder Gelegenheit an; dann machten sie sich an's Geschäft, gruben hier ein Loch und dort ein Loch, wühlten nur oberflächlich die Erde auf, ohne tiefer zu graben und gaben ihre Mine in dem Augenblicke auf, wo sie einen Ertrag zu liefern begann, zankten sich mit den Amerikanern, welche sie verspotteten und ihnen Goldklumpen zeigten, die sie sechs Zoll tiefer gefunden, als wo sie aufgehört zu graben, wurden ungeduldig, nicht verstehen zu können, was man ihnen sagte, und besonders nicht antworten zu können und nahmen als Erklärung ihre Zuflucht zu den Revolvers. Darauf sprachen Franzosen und Amerikaner dieselbe Sprache, nämlich die der Pistolenschüsse, nur sind in dieser Sprache die Worte tödtlich.

Die Entbehrungen machten, daß sie augenblicklich den Muth verloren und bald niedergeschlagen wurden. Sie können sich nicht mit dem amerikanischen Schiffszwieback begnügen.

Wenn sie ihrer zwölf waren, schickten sie einen auf die Jagd, den anderen machten sie zum Koch und raubten der Gesellschaft so zwei Arme. Den Franzosen ist es zuweilen, aber fast nur als Ausnahme, in den Berg=

werken geglückt. Die Amerikaner sind ihnen aber in dieser Art immer überlegen gewesen.

Ihr besonderer, erbitterter, tödtlicher Feind war der amerikanische Irländer. Wir sagen der amerikanische Irländer, weil es eine Menge Irländer giebt, die in Amerika naturalisirt sind, und wovon einige arge Schurken sind.

Hier ist also die Thatsache; nach dieser Thatsache kann man die Irländer, nämlich die von Californien, beurtheilen; und wir wiederholen es ein für alle Mal, man darf nicht ein ganzes Volk nach den Thaten und Handlungen einiger Individuen beurtheilen.

Einige Zeit nach unserer Ankunft, das heißt während des Jahres 1851, waren zwei Franzosen in einem der Bergwerke von Downieville auf der Sierra Nevada, welches Bergwerk 120 Meilen von San Francisco entfernt war, und welches später einen ungeheuren Ertrag lieferte.

Die beiden Franzosen waren allein unter den Irländern und Amerikanern; aber das Beispiel, welches sie besonders von diesen letzteren erhielten, unterstützte ihren Muth. Sie hatten ein Claim, dies ist der Name, den man dem Loch beilegt, welches man zu dem Zwecke gräbt, um Gold zu finden; ich hatte es eben vergessen und erinnere mich jetzt daran; sie hatten ein Claim, welches einen vortrefflichen Ertrag versprach und dieses Versprechen zu erfüllen begann.

Die beiden Franzosen beuteten ruhig ihr Claim aus, indem sie dem Anscheine nach in gutem Vernehmen mit ihren Nachbarn, den Irländern, lebten, ohne sich träumen zu lassen, daß die Irländer sie um ihr Claim beneideten.

Eines Morgens traten sie stürmisch in die Hütte der beiden Franzosen, schleppten sie gewaltsam hinaus und mit Geschrei und Drohungen, wovon sie Nichts verstanden, weiter vor eine Art von Gericht, welches aus Irländern und Amerikanern bestand.

Dort macht ihnen ein Amerikaner, welcher einige Worte französisch spricht, begreiflich, daß sie von den beiden Irländern angeklagt worden, bei Nacht in ihre Hütte gekommen zu sein und ihnen ihren Goldstaub gestohlen zu haben.

Die beiden unglücklichen Angeklagten, stark in ihrer Unschuld, vertheidigen sich, protestiren und versichern, aber man versteht sie nicht, oder vielmehr, man will sie nicht verstehen.

Alle Irländer nehmen Partei für ihre Landsleute; sie vereinigen sich gegen die Angeklagten, thun ihnen einen Strick um den Hals und machen sich bereit, sie an zwei Bäumen aufzuhängen und die Lynch-Justiz in Ausübung zu bringen.

Ehe sie sie fortführen, bestehen sie darauf, daß die beiden Franzosen ihren Diebstahl eingestehen; sie versprechen, es soll ihnen wegen ihrer Aufrichtigkeit Gnade zu Theil werden.

Die Angeklagten entgegnen, sie können sich nicht für schuldig erklären, während sie unschuldig seien; sie seien bereit zu sterben, aber sie würden vor Gott und Menschen versichern, daß sie den Goldstaub nicht gestohlen.

Dann führt man sie weg. Die beiden Unglücklichen verlieren den Boden, aber nach einigen Secunden, läßt ihr Henker sie wieder herunter, indem er ihnen zuruft, zu gestehen.

Sie antworten, sie können nicht gestehen, was nicht wahr sei, und Nichts solle sie zwingen, zu lügen.

Dann zieht man sie zum zweitenmal wieder hinauf, und diesmal wäre Alles mit ihnen zu Ende gewesen, hätte sich nicht plötzlich ein lauter Schrei auf der Straße hören lassen.

Man wendet sich um; dieser Schrei wird von einer amerikanischen Frau ausgestoßen, welche mit verwirrten Haaren, im Hemd und in einem einzigen Unterrock herbeiläuft und ruft:

„Haltet ein! Sie sind unschuldig! Im Namen des Himmels! Haltet ein!“

Man erkennt die Wäscherin der Goldgräber; man läßt die beiden Verurtheilten wieder herunter. Darauf erzählt sie mit der Geläufigkeit und der Gewalt des Unwillens, daß sie in der Garküche der Goldgräber gehört, wie einer von den beiden Irländern mit seinem Kameraden das Complott gemacht, die beiden Franzosen des Diebstahls anzuklagen; sie setzt ihr Leben zum Pfande,

daß sie die Wahrheit sage, und daß die beiden Franzosen nicht schuldig seien.

„Nun, es sei! Aber da sollst Du für sie zahlen,“ sagen die Irländer.

Und sie nehmen die Stricke von den Hälsen der beiden Verurtheilten, thun einen Strick um den Hals der armen Frau und hängen sie.

Ich wüßte nicht, daß die Mörder bestraft worden wären. Bei diesem schrecklichen Schauspiel begann einer der beiden Franzosen laut zu lachen. Er war wahnsinnig. Der andere war dagegen schweigsam und theilnahmlos geworden. Der Schrecken hatte ihn blödsinnig gemacht.

Man führte Beide nach San Francisco zurück. Monsieur Dillon brachte den Wahnsinnigen in das Hospital zu Stocton — wir wollen beiläufig bemerken, daß viele Fälle des Wahnsinnes in San Francisco stattfinden — er nahm den Blödsinnigen zu sich, und mit großer Sorgfalt gelang es ihm, denselben zu heilen.

Kehren wir zu dem zurück, was die Franzosen in San Francisco treiben. Eins besonders richtet die Ausgewanderten unseres Landes zu Grunde.

Die armen Teufel kommen auf irgend einem Fahrzeuge an; das Fahrzeug, welches es auch sein mag, landet in der Bucht, das heißt, anstatt der Arbeit gegenüber zu landen, setzt es sie ans Land, dem Spiel, dem Geräusch des Goldes gegenüber, in der Mitte des Luxus,

des gemachten Glückes, unter den Frauen, kurz unter allem Pomp des Satans.

Fast immer fesselt sie das Spiel; Einigen gelingt es mit diesem wechselvollen Handwerk und sie leben davon, aber die Meisten verlieren dabei das Wenige, was sie mitgebracht und übernehmen Verbindlichkeiten, die ihnen, wenn sie ehrlich sind, in der Zukunft lästig werden.

Wenn er einmal Alles verloren hat, hält sich der Ausgewanderte, anstatt einen kühnen Entschluß zu fassen und sich zu der Arbeit, wie zu einer strengen aber sicheren Freundin, zu flüchten, an San Francisco, häkelt sich an die Stadt an und entschließt sich, nicht anders abzureisen, als im äußersten Falle.

Nach den Amerikanern waren die ersten Auswanderer, die in Menge herbeieilten, die Franzosen.

Die, welche der eben bezeichneten Gefahr entgangen waren — und zu Anfang Californien's war die Gefahr weniger groß — wurden Gärtner, Fischer, Jäger, Commissionäre, Packträger, Obst- und Blumenhändler, Schenkwirthe, Croupiers in den Spielhäusern, Salat- und Erdbeerenhändler.

In der Mission San José, in der Mission Dolores und Presidal sind Ebenen, ganz roth von Erdbeeren und mit allen Arten von wildem Salat bedeckt, welche vermöge der Civilisation den Handel unserer Gemüsehändler ausmachen: Sonnenwirbel, Rapunzel, Löwenzahn und eine Art Kresse, welche besonders unter den

großen Eichen wächst und die man erst aufhört zu essen, wenn sie eine kleine weiße Blume dem Winde preisgiebt, welche das Verderben der Pflanze andeutet.

Dieser Handelszweig ist mit fabelhaftem Erfolge ausgebeutet worden, bis 1852 der civilisirte Salat unter dem Namen Lattich, Chironie und Kopfsalat den wilden Salat entthront hat.

Wir sind bei der Entstehung eines Vermögens, welches auf diesen Elementen beruhte, zugegen gewesen.

Monsieur D., ehemaliger Notar, ein sehr wackerer und vortrefflicher Mann, schon fünfzig Jahre alt, kommt an, verliert sein Geld, wie alle Welt, läßt sich von dem bösen Beispiel hinreißen, versucht durch alle Mittel Geld zu gewinnen, verbindet sich mit einer Frau und wird von dieser Frau, welche die Fonds des Etablissements mit sich nimmt, verlassen.

Darauf faßt er einen großen Entschluß, verschwindet gänzlich aus der Gesellschaft, welche er zu besuchen die Gewohnheit hat, und eines schönen Morgens, in dem Augenblick, als man sich fragt, was aus ihm geworden sein kann, findet man ihn auf dem Gemüsemarkte als Salathändler.

Zwei Jahre lang ging er am Morgen und Abend, seinen Korb mit Salat aller Art gefüllt, dorthin.

Nach Verlauf von zwei Jahren hatte er bei diesem Geschäfte mehr als hundert Tausend Franken gewonnen.

Für Californien ist dieses Sprichwort gemacht worden: es giebt kein dummes Gewerbe, es giebt nur dumme Leute.

Zu jener Zeit wurden, außer dem Markte mit Schlachtfleisch, der beständig im Besitze von Amerikanern war, alle Märkte von Franzosen gehalten.

Seit 1849 waren diese Märkte mit dem schönsten Wildpret und verhältnißmäßig sehr billig, versehen.

Zwei Rebhühner kosteten einen Piaster, zwei Enten einen Piaster, das Rehfleisch einen halben Piaster das Pfund, das Bärenfleisch zwei und einen halben Franken; der Hase allein, der sich im Innern aufhält, war entsetzlich theuer; ein Hase kostete sechs oder sieben Piaster, aber im Nothfall konnte man es auch unterlassen, Hasen zu essen.

Das Schlachtfleisch kostete einen Dollar das Pfund.

Man weiß den Preis nicht, bis zu welchem die ersten Hühnchen gestiegen sind.

Der Welschhahn war ein Luxusartikel. Im Jahre 1850 kostete er sechzig Piaster; im Jahre 1853 kostete er noch zwanzig bis fünf und zwanzig Piaster. Aber ich will in Betreff des Geflügels sagen, was ich hinsichtlich des Hasen gesagt habe: man lebt ohne Geflügel, wenn man vortreffliches Wildpret und alle europäischen Fische hat. Der Lachs besonders war vortrefflich.

Zu Anfang sollten unsere Franzosen, welche den

guten Einfall gehabt hatten, Gärtner zu werden, im Golde schwimmen.

Ein Kohlkopf kostete drei Piaster, ein Salatkopf zwei Piaster. Man kaufte die Radieschen in halben Dutzenden, wie man bei uns im Mai die Kirschen kauft.

Wenn man irgend ein Gemüse im Korbe hatte, ließ man es stolz herausragen.

Es existirten einige Eier; aber man sah sie im Vorübergehen als Seltenheiten an, welche sich nur die Millionairs verschaffen konnten. Das Dutzend kostete fünfzig Franken; freilich stand man bei diesem Preise dafür ein, daß sie frisch waren. Im Jahre 1853 waren sie auf zwanzig Franken das Dutzend heruntergekommen.

Es gab auch Blumen dort. Eine Rosenknospe wurde für einen Piaster verkauft. Die Elegants trugen eine Rosenknospe im Knopfloche.

Der kleinste Strauß kostete vier bis fünf Piaster.

Es waren auch einige französische Aerzte da, die Nichts thaten. Uebrigens war man in San Francisco so beschäftigt, daß nur die krank waren, die nicht anders konnten. Der größte Theil der Aerzte waren wahrhafte Henker.

Ein Mann von Verdienst, der Doctor d'Olivera, erwarb sich bei dem Allen mit zwei oder drei Collegen ein ungeheures Vermögen; die anderen thaten Nichts weiter, als daß sie Wasser tranken.

Diese ganze französische Bevölkerung hatte also die

besten Aussichten auf glückliches Gelingen, als die Goldbarristen ankamen.

Goldbarristen nannte man in Californien alle diejenigen, welche wegen der Goldbarrenlotterie ankamen.

Man erinnert sich, daß ein Theil der Einnahme von dieser Lotterie zum Transport der Auswanderer nach Californien bestimmt war.

Darauf begann eine Verwirrung, die das ganze Ansehen der Dinge veränderte.

Unser guter Consul, Monsieur Dillon, hatte eine entsetzliche Arbeit. Es handelte sich darum, sie so schnell wie möglich zu bewegen, zu ihren Bergwerken abzureisen.

Monsieur Dillon sorgte im Voraus für ihre Plätze auf den Packetböten, die den Sacramento hinauffuhren. Monsieur Dillon bezahlte ihre Ausgaben in den bürgerlichen Kosthäusern; Monsieur Dillon ging, um sie bei ihrer Ankunft zu empfangen; Monsieur Dillon ging, sie bei ihrer Abreise zu begleiten; Monsieur Dillon zerstreute die Aufläufe und beruhigte die Tumulte.

Niemand wird je Alles beschreiben können, was die französische Bevölkerung dem Monsieur Dillon schuldig war. Er allein könnte sagen, wie oft er, der, vielleicht als der einzige aller Bewohner San Francisko, keine Waffe trug, wenn er Abends in das Consulat zurückkehrte, von der drohenden Stimme des Diebstahls oder

von den demüthigen Tönen des Elendes angehalten wurde.

Eines Abends versperrten ihm zwei Männer den Weg. Monsieur Dillon bleibt stehen.

„Monsieur Dillon?“

„Der bin ich.“

„Fürchten Sie Nichts!“

„Habe ich das Ansehen eines Mannes, welcher Furcht empfindet?“

„Erweisen Sie uns die Gnade, uns zu folgen!“

„Gehen Sie voran!“

Die beiden Männer gingen voran und Monsieur Dillon folgt ihnen in eine kleine krumme Gasse und tritt in ein Haus, welches das Ansehen einer Banditenhöhle hat, wo er in eine Art von Keller eingeführt wird. Dort sieht er auf einer Matratze, ohne Kleider und ohne Brod eine Frau, die eben niedergekommen ist.

„Was ist dies?“ fragte er.

„Eine Mutter und ein Kind, die sich ihrer Güte empfehlen, Monsieur Dillon.“

„Warum giebt es solches Elend in San Francisco, ohne daß ich davon benachrichtigt werde?“

„Wenn wir es Ihnen gesagt hätten, würden Sie es uns nicht geglaubt haben. Wir haben gewünscht, daß Sie es mit Ihren eigenen Augen sehen möchten.“

„Es ist gut; hier sind fünfzig Piaster für die

Mutter und ich will morgen Madame Dillon schicken, um für die Bedürfnisse des Kindes zu sorgen.

Und Monsieur Dillon kehrte in das Consulat zurück, von den beiden Männern begleitet, die ihn diesmal weniger deshalb begleiteten, damit ihm kein Unglück begegnen möchte, als um ihm noch zum letzten Mal die Hand zu küssen.

IX.

John.

Die Amerikaner nennen alle Chinesen, ohne Unterschied, John.

Die Amerikaner hatten große Schwierigkeit, die chinesischen Namen auszusprechen; die Zeit, welche sie anwendeten, um sich mit dieser Aussprache zu beschäftigen, war eine verlorne Zeit und man kennt den Werth der Zeit für die Amerikaner. Die Amerikaner sind alle dahin gekommen, alle Chinesen John zu nennen.

Der Chinese ist industriös, nüchtern und geduldig. In den ersten Tagen Californien's fuhren sie mit ihren Junken zwischen dem nördlichen und südlichen Ocean hindurch, ließen das Inselmeer hinter sich und landeten in San Francisco. Sie brachten alle ihre Lebensmittel

mit sich: Fleisch in Streifen getrocknet, geräucherte Fische, Thee und Reis.

Ihre einzige Ausgabe, die sie nicht vermeiden konnten, war für Fußbekleidung, für Arbeitsgeräthe und für Wohnung.

Da sind sie angekommen, jetzt wollen wir sehen, wie sie verfahren.

Die, welche zu den Bergwerken gehen, begeben sich dorthin, wie eine Schaar von Raben. Sie verbreiten sich über das Terrain, welches die Franzosen und Amerikaner schon ausgebeutet und verlassen haben und durchwühlen es von Neuem, verdienen ihren Piaster oder ihre zwei Piaster täglich und begnügen sich mit diesem spärlichen Ertrage. Sie lesen das Gold, im buchstäblichen Sinne, körnerweise auf.

John gleicht der Ameise. Er ist fleißig und still, wie sie; niemals mischt er sich unter die anderen Nationen oder gesellt sich zu ihnen.

Kaum in dem Lande angekommen, wo er sich niederzulassen denkt, studirt er die Sprache dieses Landes; er lernt schnell, spricht sie mit einem entsetzlichen Accent, spricht sie aber doch.

Die Theetasse, der Stock, womit sie den Reis essen, bildet ihr ganzes Küchengeräth.

Die, welche sich nicht über die Bergwerke zerstreuen, werden Restaurateurs und Köche.

Man beschuldigte sie, daß sie ihren Kunden viel

Ratten zu essen gegeben; aber vielleicht wird die Ratte in Californien ebenso verleumdet, wie die Katze in Frankreich, und ich erinnere mich eines Processes, welcher gegen ich weiß nicht welchen Garkoch in einer pariser Vorstadt geführt wurde, und welcher behauptete, wenn die Richter, welche ihn verurtheilten, von seinen Katzen gegessen hätten, würden sie nichts Anderes mehr essen wollen.

Als die Franzosen ankamen und ihren europäischen Ruf als Köche benutzten, um ihnen Concurrenz zu machen, wurden die Chinesen Wäscher. Das sind sie auch noch heute und zwar zu ziemlich mäßigen Preisen.

Sogleich miethen sie ein Haus und bauen eine Mauer um dasselbe, die ihm das Ansehen einer Pagode giebt.

Kaum in einer Straße, entfernen sie alle Bewohner aus derselben, vermöge des übertriebenen Preises, den sie den Besitzern zahlen, um Häuser für das Spiel und die Ausschweifung zu errichten.

Die Chinesen sind große Spieler, aber sie spielen ein sehr einfaches Spiel, nämlich gleich oder ungleich.

Gleich den französischen Spielhäusern haben ihre Spielhäuser eine Musik. Diese Musik besteht aus einem Triangel und einer Pauke, was das entsetzlichste aller chinesischen Concerte bildet.

Wie in den amerikanischen und französischen Spielhäusern, haben sie Frauen als Spielgehilfinnen; nur sind die chinesischen Frauen abstoßend.

Die beiden Straßen Du-Pont und Sacramento sind gänzlich der eben angedeuteten Industrie gewidmet.

Sie haben Theater, Bazar und Pagode. Die Pagode und das Theater stoßen aneinander.

Im Theater thun sie Wunder der Geschicklichkeit und der Taschenspielerkunst; die Pariser haben ein Beispiel an den Messerwerfern.

In San Francisco befindet sich ein chinesischer Bazar, der unsere schönsten pariser Bazars weit übertrifft. Alle ihre Waaren werden zu sehr billigen Preisen abgegeben.

Ein Amerikaner, Namens Duncan, ist der Besitzer dieses wunderbaren Bazar. Er begann damit, als Agent der chinesischen Kaufleute aufzutreten; gegenwärtig ist er Besitzer eines Etablissement, welches Millionen werth ist.

Sie haben prächtige Comtoirs, einen stets feuchten Fußboden, damit der Staub nicht auf die Gegenstände fällt, und ungeachtet aller dieser Vorkehrungen, bringen sie ihr Leben damit hin, Federbesen in der Hand zu halten.

Nichts ist hübscher und origineller, als die Fremden in diesen schönen Bazar kommen und höflich von allen diesen elegant gekleideten Chinesen, die ihnen als Dollmetscher dienen, begleitet zu sehen.

Sobald ein Chinese die vorher bestimmte Summe besitzt, reist er ab, und setzt nie Etwas bei irgend einer Speculation auf's Spiel.

Ihre außerordentliche Unsauberkeit und der Scandal,

den das Leben ihrer Frauen macht, hat die Behörde veranlaßt, für sie, oder vielmehr gegen sie zu thun, was man noch heute in Italien und Spanien für die Juden thut. Man hat sie auf ein Stadtviertel beschränkt. Sie haben ihr Ghetto.

Sie feiern jedoch ein Fest, während dessen es ihnen erlaubt ist, sich über die ganze Stadt auszubreiten.

Während dieses Festes kehren sie in San Francisco Alles um. Während des Tages und der Nacht finden Feuerwerke statt; überall unter den Füßen der Wandernden werden Petarden gesprengt und der Himmel von Raketen durchkreuzt, wie nur die Chinesen sie zu machen verstehen.

Unter dem Vorgeben, daß sie das Schießpulver schon vor zweitausend Jahren erfunden haben, sind sie die ersten Feuerwerker der Welt.

Während der ganzen Zeit dieses Festes reiten sie auf Miethspferden durch die Stadt, die sie mit Schlägen antreiben, wobei sie wie Matrosen auf den Pferden sitzen und sich bald am Schweif, bald an den Mähnen festhalten. Sie opfern Ziegen und reiten in einem Wallfahrtszuge zu ihren Kirchhöfen. Es ist so selten, einen Chinesen lustig zu sehen, daß die ganze Stadt sich an ihrer Heiterkeit erfreut.

Nach den Chinesen, den Franzosen und Amerikanern bilden die Mexikaner die zahlreichste Bevölkerung.

Ihr Reichthum kommt aus ihrem Lande; im Allge=

meinen geben sie sich keinem Handel hin und leben wie wahre Hidalgos.

Die Italiener theilen den Kleinhandel mit den den Franzosen.

Da sie ausdauernd, nüchtern, keine Spieler sind und keine Industrie zu niedrig finden, so haben sie im Allgemeinen die schönsten Läden in San Francisco.

Ein halbes Dutzend der größten italienischen Negocianten hat angefangen, auf der Straße Aepfel zu verkaufen.

Die gänzl. Nichterwähnung der Deutschen, die doch thatsächlich ein bedeutendes u. gediegenes Element der kalifornischen Bevölkerung ausmachen, — ist echt französisch!! —

X.

Unsere Aepfel und unsere Zwiebeln.

Während der Zeit, daß wir San Francisco besuchten und im Lande Erkundigungen einzogen, waren unsere Aepfel, unsere Zwiebeln, unsere Pataten und unser Syrup auf dem Zollamte, ohne daß wir ein Mittel hatten, die Sache zu beschleunigen. Die Folge war eine Zögerung von sechs Wochen.

Während dieser sechs Wochen kamen acht bis zehn Schiffe an, die gerade dieselben Gegenstände geladen hatten. Sie mußten freilich nach den unsrigen an die Reihe kommen; aber da jedes ankommende Schiff seine Ladung angab, so mußte dadurch der Marktpreis herabgedrückt werden.

Man ließ mich über dies Alles in Unkenntniß, und

ich lebte ruhig und zufrieden in der Hoffnung auf unsere zwei Millionen.

Endlich nach Verlauf von sechs Wochen erhielt Monsieur Giovanni die Einladung 1500 Piaster auf dem Zollamte zu zahlen.

Endlich! Monsieur Giovanni nahm die 1500 Piaster und lief ganz freudig auf das Zollamt. Nie wurde ein Zoll freudiger bezahlt.

Unsere Lebensmittel waren im Preise gefallen, aber sie kamen zuerst an die Reihe. Man verlor vielleicht an dem Preise, den man auf der Rhede ausgeschlagen hatte, aber es blieb noch immer ein hübscher Gewinn übrig.

O 'guter Lafontaine! Welche Philosophie liegt in der Fabel von Perrette und dem Milchtopf!

Seinen Schein in der Hand, fragte Monsieur Giovanni, wo seine Waaren wären.

Ein Commissionair erhielt den Befehl, ihn an den Ort zu führen, wo man sie aufgespeichert hatte. Es war ein ungeheurer Schuppen.

Als Monsieur Giovanni unser künftiges Glück zu sehen bekam, stieß er einen Schrei des Schreckens und der Verzweiflung aus.

Allen Kisten war der Boden ausgeschlagen; die Aepfel, die Zwiebeln und die Pataten lagen über den Boden ausgestreut, und da der Regen durch das Dach des Schuppens gedrungen, waren die Aepfel verfault, die

Pataten ausgewachsen, und die Zwiebeln hatten Schweife wie Kometen.

Unsere zwei Millionen waren verloren — und Monsieur Giovanni rief aus:

„Wenn wir nur unseren Zoll dafür zahlen können! Dies ist Alles, was ich verlange.“

Uebrigens wird man in San Francisco, wenn auch nicht leicht, so doch schnell Philosoph. Die Katastrophen von der Art wie die, welche auf unser Haupt fiel, regnen wie Hagel, und das sicherste Vermögen ist dort immer schwankend.

„Ich will meine Ladung im Ganzen wieder verkaufen,“ sagte Monsieur Giovanni hinausgehend zu dem Commissionair, „versuchen Sie einen Käufer dafür zu finden!“

Am folgenden Tage kam ein Mann; er hatte den Haufen gesehen und bot zweitausend Piaster dafür.

Man handelte lange und schloß mit zweitausend fünfhundert Piaster — beinahe sechzehntausend Franken — ab. Die Sache kostete uns etwa 65,000 Franken.

Man sieht, wenn man unsere zweite Speculation zu der ersten hinzurechnet, nämlich unsere Pataten, unsere Zwiebeln und unsere Aepfel zu unserem Zucker, den wir ins Wasser hatten werfen müssen, daß wir auf dem Wege waren, gute Geschäfte zu machen. Wir hatten seit unserer Abreise von Bourbon beinahe 200,000 Franken verloren.

Kehren wir zu dem zurück, der unsere Aepfel und Zwiebeln im Ganzen gekauft hatte.

Er hatte das Ganze wegnehmen und unter einen Schuppen bringen lassen. Nach Verlauf von zwei Tagen ruft man: „Feuer!“ die Hälfte der Stadt brennt wie gewöhnlich nieder und macht ihm gedämpfte Zwiebeln, gebratene Aepfel und gekochte Pataten aus unserer Ladung, auf welche der Fluch des Himmels gefallen zu sein schien.

Da er uns baar bezahlt und seinen letzten Sou ausgegeben hatte, so war er es, welcher uns acht Tage später Salat verkaufte.

Man begreift, daß wir ihm unsere Kundschaft zuwendeten.

Da wir uns eben bei einer Feuersbrunst die Finger verbrannt hatten, so wollen wir einige Worte von dem Feuer in San Francisco sagen.

Wir haben gesagt, daß San Francisco von Holz erbaut war. Dieses eingeführte Holz, welches aus den Vereinigten Staaten kam, langt trocken wie Schwefelhölzer an; die Folge davon ist, daß es wüthend brennt.

Zu der Zeit, zu welcher wir gekommen sind, nämlich 1851, reichte eine Stunde hin, um eine ganze Straße in Brand zu setzen.

Die Häuser waren indessen ohne Schornstein erbaut. Man wendete alle Vorsichtsmaßregeln gegen das Feuer an; aber in San Francisco kam das Feuer nicht zufällig, mit wenigen Ausnahmen war es angelegt worden.

Dieses angelegte Feuer beförderte viele Interessen; zuerst zahlte es die Schulden aller Abgebrannten; dann gab es den Zimmerleuten, Schlossern und dergleichen mehr Arbeit; es bot den Bankerotten einen Vorwand; endlich gestattete es Speculationen in der Art derjenigen, die wir erzählen wollen.

Eine amerikanische Dame und ihre Familie kommen auf dem Dampfschiffe an, ihre Möbeln und ihre Waaren folgen ihr auf einem Segelschiffe, welches das Cap Horn hat umsegeln müssen und erst sechs Wochen oder zwei Monate später ankommen konnte.

Dies Alles war vorher an ein Agenturhaus in San Francisco adressirt worden. Zur bestimmten Zeit kamen die Möbeln an und wurden in ein Magazin gestellt.

Zu dieser Zeit fanden in San Francisco zwei oder drei Feuersbrünste statt. Das Agenturhaus und ein Theil seiner Magazine brannten ab.

Einige Tage nach der Feuersbrunst ließ die amerikanische Dame fragen, wann sie ihre Möbeln abholen lassen könne.

Es war ihr nicht unbekannt, daß der Agent abgebrannt war; da sie aber wußte, daß er mehrere Magazine hatte, so hoffte sie, daß ihre Möbeln sich in einem von denen befinden würden, welche dem Unglück entgangen waren.

Der Agent ließ antworten, er sei trostlos, aber das ganze Mobiliar sei die Beute des Feuers geworden. Man

müsse sich an das Gericht wenden. Dabei blieb die Sache.

Sechs Monate später kam ein Freund der amerikanischen Dame, der sie von Boston her kannte und der ihr Haus in jener Stadt besucht hatte, zu ihr und verlangte mit ihr allein zu reden, und als sie einwilligte, ganz erstaunt, daß ein alter Freund an diesem Tage so formell zu Werke gehe, so erzählte ihr dieser mit etwas verlegener Miene, daß er eben in einem verdächtigen Hause einen Theil dieses Mobiliars erkannt habe, welches aus den Vereinigten Staaten gebracht worden sei, und welches sie für verbrannt gehalten.

Die Verlegenheit des Freundes kam natürlich von dem Local, wo er das Mobiliar wieder gefunden hatte.

Die amerikanische Dame war sehr erstaunt über die Entdeckung, und bat mit aller möglichen Schonung ihren Freund, die erste Gelegenheit zu benutzen, in das Haus zurückzukehren und sich nach einem Zeichen, welches sie an ihren Möbeln gemacht, als sie dieselben emballirt hatte, zu überzeugen, ob diese Möbeln wirklich die ihrigen wären.

Der Freund, der einen Vorwand fand oder auch nicht, hatte die Gefälligkeit, in das Haus zurückzukehren. Das Zeichen war an der angedeuteten Stelle.

Die Möbeln der amerikanischen Dame waren nicht verbrannt, sondern unterschlagen und verkauft worden.

Ein Proceß erfolgte daraus. Die Möbeln wurden der Dame wieder gegeben.

Es hatte ein Versehen stattgefunden.

Da man zu jener Periode in San Francisco keine Zeit hatte, die begangenen Versehen zu beweisen, so wurde auch dieses, wovon in verschiedenen Branchen der Speculation tausend andere vorgingen, nicht weiter verfolgt.

Es ist nicht mehr als recht zu sagen, daß neben einem Hause, welches Versehen dieser Art beging, andere waren, zu welchen man jedes Vertrauen haben konnte.

Heutiges Tages würde indessen dergleichen nicht mehr geschehen; aber zu jener Zeit geschah es, und zwar häufig.

So berufen wir uns als Zeugen auf die französischen, englischen und amerikanischen Negocianten, welche auf die Nachricht der Entdeckung Californiens, durch den Reiz großer Vortheile angelockt, ganze Ladungen aller Art abschickten und mit Aengstlichkeit den Preis dieser Waaren erwarteten, und die statt aller Ausgleichung der Rechnung Avisbriefe erhielten, auf welchen sie das unheilvolle Wort: „verbrannt oder beschädigt," was durchaus dasselbe war, lasen.

Freilich schickten diese Negocianten größtentheils Ausschußwaaren, indem sie die herkömmliche Redensart anwendeten: „Es ist gut genug für Californien!"

Um nicht den Preis für ihre Ausschußwaaren zu erhalten, war es nur nöthig, daß diese Ausschußwaaren

verbrannten, da sie, ehe sie ankamen, schon durch ihren geringen Werth beschädigt waren.

Nachdem diese Ausschußwaaren das Doppelte für Einfuhrzoll und Lagergeld bezahlt hatten, dienten sie im Allgemeinen dazu, den Hafen auszufüllen oder die Straßen zu macadamisiren.

Und doch muß man ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß die Personen, die dabei interessirt waren, daß das californische Publikum diese Enormitäten verdaue, viel Eifer anwendeten, das Mandat zu erfüllen, womit sie beauftragt waren und sie am Hafen und auf den Straßen in der Dämmerung meistbietend verkaufen ließen, indem sie hofften, daß die Mängel der Waare in der Dunkelheit nicht sichtbar seien und der californische Gimpel sich würde fangen lassen.

Der californische Gimpel ist der Goldgräber, nämlich der Mann mit goldgefülltem Gürtel — der vorzugsweise extravagante Mensch, der ein Thor ist in allen seinen Wünschen, aber gerade, weil er Alles baar und ohne zu handeln bezahlt, sich bei dem Gedanken empört, daß man auf ihn wie auf einen Dummkopf speculirt.

Eines Abends ging Monsieur Giovanni durch die Kearneystraße mit seinen Freunden, wo er am Ende gegen den Hafen hin vor einer von diesen Versteigerungen stehen blieb, wo man weniger Lärm machte, als bei den anderen.

Der Auctionator war einer der geschicktesten in diesem Fache.

In dem Augenblicke, als die Herren stehen blieben, war er im Begriff, eine Kiste mit dreihundert Cigarren dem Verkaufe auszusetzen.

Waren die Cigarren gut? Waren sie schlecht? Waren sie von der Tabakspflanze oder von Nußblättern gemacht? Kamen sie aus Havanna oder aus Belgien?

Dies that nichts zur Sache; sie waren im Preise heruntergesetzt durch den Ort und die Stunde, wo sie verkauft wurden.

Der Auctionator hielt also die Kiste mit den dreihundert Cigarren über dem Kopfe und rief:

„Eine Kiste mit dreihundert vortrefflichen Havannacigarren für einen Dollar.“

Dann fuhr er, bis er außer Athem kam, mit einem Rollen der Zunge, welches dem californischen Auctionator allein eigen ist, fort:

„Für einen Dollar, meine Herren! Einen Dollar! Einen Dollar! Einen Dollar! Einen Dollar! Einen Dollar!“

Niemandem fiel es ein, ungeachtet der Empfehlung, die den zu verkaufenden Gegenstand begleitete, einen Dollar aus der Tasche zu ziehen.

Da sah sich der Auctionator genöthigt, seine Forderung, die übrigens schon sehr mäßig war, wenn man bedenkt, daß eine gute Cigarre in Californien vierund=

zwanzig Sous und eine gewöhnliche einen Real kostet, noch herabzusetzen.

Der Auctionator fuhr also mit derselben Geläufigkeit fort:

„Drei Viertel Dollar! Drei Viertel Dollar!“

Es war schon eine Herabsetzung von einem Viertel. Die Menge zeigte dieselbe Gleichgültigkeit.

Man glaube nicht, daß der Auctionator sobald ermüdet wird. Nein, er beginnt mit einem Muthe, der ein besseres Schicksal verdient hätte:

„Einen halben Dollar! Einen halben Dollar! Einen halben Dollar!“

Noch immer dasselbe Schweigen.

Dann fügte er hinzu, um die Waare um jeden Preis los zu werden:

„Also für Nichts! meine Herren! Für Nichts! Für Nichts! Für Nichts!“

Jeder blieb, die Hände in den Taschen, stehen; man wollte die vortrefflichen Havannacigarren nicht einmal für Nichts haben.

Der Auctionator belustigte sich fast ebenso sehr dabei, wie die Anderen und wollte sehen, wie weit ihre Theilnahmlosigkeit gehen würde. Er zog einen vollgültigen Dollar aus der Tasche.

„Meine Herren, ein guter und vollgültiger Dollar aus der Münze der Vereinigten Staaten, für fünf und

siebzig Cent! Für fünfundsiebzig Cent! Für fünfundsiebzig Cent!"

Das machte dreißig Sous Verlust für den Verkäufer des Dollar.

Aber man war so fest überzeugt, daß der Dollar ebenso wenig werth sei, wie die Cigarren und endlich steckte ihn der Auctionator, nachdem er ihn für einen halben Dollar angeboten und doch keinen Käufer gefunden, lachend wieder in die Tasche.

Für diesen Tag ging der Verkauf nicht weiter und Monsieur Giovanni und seine Freunde, sehr zufrieden mit diesem Schauspiel, dem sie eben beigewohnt hatten, entfernten sich lachend.

Nach dem Mißtrauen kann man die Mißbräuche beurtheilen.

Der große Ruin Californien's rührt übrigens davon her, daß man Waaren verkaufen will, die nicht verkaufbar sind. Da übrigens Alles, was gut ist, aus Frankreich, England und den Vereinigten Staaten kommt, so verkauft es sich dagegen ebenso leicht, wie sich alle jene Ausschußwaare, die wir eben bezeichnet haben, in Californien schlecht verkauft.

Kehren wir zu den Feuersbrünsten zurück. Wir haben gesagt, daß das Feuer die Schulden bezahle, Arbeit gebe, die Bankrotte entschuldige und das betrügerische Unterschlagen begünstige.

Es giebt noch eine Art Speculation, welche vor=

trefflich glückte: es war die der Bösewichter, welche die Tumulte benutzten, um zu stehlen.

Die Polizei, von dem Augenblick an, wo man sie gut ausübte, so wie die Beobachtungen des Sicherheitscomité bestätigten beständig, daß der Punkt, wovon das Feuer ausging, immer unter dem Einflusse des Landwindes war, der die Feuersbrunst von Osten nach Westen das heißt, von den äußersten Enden der Stadt zu der Bucht hintrieb.

Mit einigen seltenen Ausnahmen kann man also behaupten, daß die Feuersbrünste nicht durch Zufall stattfanden, sondern von Menschenhand angelegt wurden.

Es ist so wahr, daß es sich zum Beispiel bei einem Feuer im Jahre 1851, welches Madame Plume, die Frau eines der ersten Banquiers in San Francisco erlebte, bestätigte.

Die Sturmglocke wird geläutet — diese schreckliche Glocke, die mich wohl tausend Mal veranlaßt hat, zitternd und bestürzt aus meinem Bette zu springen, und zwar zu drei oder vier wiederholten Malen in einer Nacht, zum Koffer zu laufen, den ganz Californien bereit und im Bereiche hält, um das Kostbarste aus der Flamme zu retten, und es auf den Telegraphenberg in Sicherheit zu bringen.

Die Sturmglocke ertönt, sage ich, Madame Plume läuft zu ihrem Schmuckkästchen, ihrem Silberzeug und ihren Spitzen. Die Feuersbrunst war da auf zehn

Schritte vom Hause, streckte ihre Feuerzungen aus und war nahe daran, es zu erreichen. Mit einem einfachen Schlafrock bekleidet, stürzt sie sich, ihr Kästchen unter dem Arm, auf die Straße.

Kaum hat sie den Fuß auf die Sraße gesetzt, als sie einen Schlag mit dem Kolben eines Revolvers erhält, zurücktaumelt und ihr Kästchen fallen läßt.

Als sie wieder zu sich kam, war das Kästchen verschwunden, von einem Manne fortgetragen, welcher voraussetzte, daß sie fliehen würde, sie an der Thür erwartete, und sie niederschlug.

Bei den ersten Feuersbrünsten hörte man die Revolverschüsse wie furchtbare Funken sprühen.

Es waren die Besitzer der in Flammen stehenden Häuser und die Mitglieder der Sicherheitsbehörde, welche auf die Räuber wie auf wilde Thiere schossen.

Diesen Leuten machte man keinen Proceß: man schoß sie nieder oder man hängte sie. Wir haben schon gesagt, daß dies Lynch=Justiz hieß.

Diese Feuersbrünste waren entsetzlich; sie verbreiteten sich mit einer solchen Schnelligkeit, daß man ihnen nicht bald genug entfliehen zu können glaubte.

Die Feuersbrünste fanden immer bei Nacht Statt und man sah halb bekleidete Frauen durch die Straßen eilen. Sie flohen auf den Berg.

Die Männer blieben und versuchten Etwas zu retten. Wenn es ihnen gelang, wurde Alles, was sie retteten,

auf den Berg getragen; dann kehrten sie zurück und versuchten noch mehr zu retten.

Seltsames Wunder! Man stahl in den Häusern, man mordete auf den Straßen; der Mann, der mit seinen eigenen Sachen aus seinem Hause ging, war in Lebensgefahr; aber es ist kein Beispiel vorhanden, daß von den Sachen, die man auf den Berg getragen, auch nur das Geringste gefehlt hätte. Es ist, als wäre am Fuße des Berges ein Kreis gezogen, den die Diebe nicht zu überschreiten wagen.

Am Tage war gewöhnlich von dem Stadtviertel, wo das Feuer angelegt worden, Nichts weiter übrig als ein Aschenhaufen und ein dichter Rauch.

Ihr glaubt vielleicht, daß alle diese ruinirten Hausbesitzer dort waren und sich in Verzweiflung die Haare ausrauften? Durchaus nicht.

Sobald sie von der Flamme aus ihrem Hause getrieben worden sind; laufen sie zu den Zimmerplätzen, wo das Bauholz aufgehäuft ist.

Das Haus brannte noch, als das Holz, welches zu dem Bau des andern Hauses dienen sollte, schon gekauft war; und dieses Holz wurde auf den Platz der Feuersbrunst gebracht, wo er wartete, bis die letzte Flamme erloschen war.

Drei Tage später war das Haus wieder aufgebaut, der Handel wurde fortgesetzt, und man fragte, ob man dieses Mißgeschick, welches mit der Schnelligkeit des

Blitzes vorübergezogen, im Traume oder in der Wirklichkeit gesehen.

Wir müssen hier erwähnen, daß San Francisco wohl fünfzig Mal abgebrannt ist.

Wenn man jetzt die Augen von diesem seltsamen Herd der völlig amerikanischen Thätigkeit abwendet, wo das Leben so rasch auf den Tod folgt, um sie auf den Telegraphenberg zu richten, so stellt der Berg ein wahrhaftes Bild der Verwüstung dar.

Da waren Frauen und Kinder aus allen Ländern, Frauen und Kinder nur halb bekleidet, auf den aus dem Feuer geretteten Gegenständen kauernd und vor Kälte zitternd, die Kinder unruhig, weil sie nicht wissen, ob sie ihre Väter, die Frauen, ob sie ihre Männer wieder sehen werden. Ihre Augen waren auf die rauchende Stelle gerichtet, auf das furchtbare Klingeln der Feuersbrunst, welches, wenn es schneller wird, den Fortschritt der Flamme andeutet, wenn es nachläßt oder aufhört, der Hoffnung Raum giebt, daß das Feuer überwunden ist, und wenn es sich dann plötzlich wieder hören läßt, in allen Herzen Schrecken und Verzweiflung auf's Neue belebt.

Bei diesem Schrecken und dieser Angst kommt ein Mann in halb verbrannten Kleidern rasch den Abhang des Berges herauf; Frauen und Kinder eilen ihm entgegen; Alle hoffen. Man unterscheidet seine Züge. Die, welchen er fremd ist, bleiben stehen, während seine Familie, ihn erkennend, auf ihn zustürzt.

Dann ertönt das Schluchzen der Freude, der unterbrochene Schrei des Glückes, und es folgen die Liebkosungen. Da der Vater, der Gatte wiedergefunden ist, wird vergessen, was man verloren hat. Aber dieser, wer ist er denn?

Man erkundigte sich nach denen, welche fehlen, und die ganze arme, verbannte Colonie hängt an den Lippen des Erzählers.

Freude und Schmerz werden durch jedes seiner Worte erregt; dann nach und nach entvölkert sich der Berg, Alle kehren in die Stadt zurück, dem Familienhaupte folgend, um das neue Haus zu bewohnen, und es bleiben auf dem traurigen Bivouac nur diejenigen, welche die Feuersbrunst zu Wittwen und Waisen gemacht hat, oder die, welche ihren Vater oder ihren Gatten behalten, aber ihr ganzes Vermögen verloren haben.

Ich versuche Schilderungen zu liefern, die unmöglich zu beschreiben sind; auch halte ich hier inne.

Seit der Gründung Californiens organisirte sich ein Corps von amerikanischen Spritzenleuten, welche keine Spritzen hatten und ihren Dienst mit Wassereimern versahen. Aber nicht nur die Spritzen fehlten, sondern auch das Wasser.

Diesen beiden Uebelständen wurde abgeholfen.

Man ließ Feuerspritzen aus den Vereinigten Staaten kommen.

Man ernannte Ingenieurs, welche an allen Stra=

ßenecken Cisternen graben ließen. Man stellte Aufseher an, welche dafür zu sorgen haben, daß die Cisternen immer in gutem Zustande sind, so daß heutiges Tages auf den ersten Schall der Glocke die ganze Stadt San Francisco bereit ist, der Feuersbrunst die Stirn zu bieten.

Es brennen noch ein, zwei, drei Häuser ab; aber die großen Feuersbrünste, welche ein ganzes Quartier verzehrten, brechen nicht mehr aus.

Uebrigens ist ein Gesetz gegeben worden, daß, so wie ein hölzernes Haus abbrennt, es durch ein steinernes ersetzt werden soll.

XI.

Der Antiquitätenhandel.

Was uns betraf, so waren wir, bis auf einige Billets von tausend Franken, fast ebenso sehr ruinirt, wie unser Händler mit Aepfeln, Pataten und Zwiebeln. Es handelte sich darum, wohl zu überlegen, ehe man eine Speculation unternahm; wenn wir diese letzten Billets von tausend Franken verloren hatten, blieb uns nicht einmal mehr so viel übrig, um nach Europa zurückzukehren. Monsieur Giovanni that mir die Ehre an, mich über unsere Lage um Rath zu fragen.

„Was sollen wir anfangen, Johanna?" fragte er.

„Es ist ganz einfach," antwortete ich, „wir handeln mit Möbeln und Curiositäten."

„Wie so mit Möbeln und Curiositäten?"

„Nun ja; haben wir nicht ein glänzendes Mobiliar und mein neuseeländisches Museum?“

„Ei! Ei!“ rief Monsieur Giovanni, „es liegt doch eine Idee darin.“

„Ich hoffe es.“

„Denke indessen nach, Johanna.“

„Ich habe bereits nachgedacht; suche heute ein Magazin, miethe es morgen und übermorgen eröffnen wir unseren Laden.“

An demselben Tage machte sich Monsieur Giovanni auf den Weg zu suchen und fand in der Rue de Pont eine von Latten erbaute Baracke, die er um den bescheidenen Preis von 1500 Franken monatlich miethete; freilich hatte sie ein kleines Hinterzimmer.

Nach einer ungeheuren Arbeit von drei Tagen, um unseren Antiquitätenladen einzurichten, eröffneten wir ihn an einem Montage Morgen.

Ich hatte reizende Möbeln, ein Pianoforte, eine Bibliothek, die aus auserwählten Büchern bestand und ein Cabinet von Seltenheiten, dessen sich ein Departement nicht hätte schämen dürfen.

Nach Verlauf von acht Tagen war unser Magazin in ganz San Francisco, unter der Benennung „der Antiquitätenladen“, bekannt.

Der Erfolg übertraf unsere Erwartung. Freilich hatte ich als Ausrufer an der Thür des Magazins das achte Wunder der Welt.

Es war ein reizender Papagei mit gelbem Gesicht und purpurrothen Schläfen. Er tanzte, sang und sprach. Sein Triumph im Gesange war der Galopp aus „Gustav.“ Nur intonirte er zu Anfang immer einen halben Ton zu hoch.

Die Folge davon war, daß seine Stimme, als er zu einer gewissen Note gekommen war, nicht ausreichte. Dann schüttelte er seinen schönen Kopf, wie eine Person, die zu sich selber sagt:

„Wie dumm ich bin! Ich habe mich geirrt; fangen wir wieder von vorn an.“

Und er begann einen Ton tiefer und brachte das Stück glücklich zu Ende. Dann zum Zeichen der Genugthuung brach er in ein freudiges Lachen aus.

Es war ein drolliger kleiner Kerl, dieser Papagei und zuweilen schien er einen gewissen Verstand zu besitzen. Er sagte in einem Athem und ohne anzuhalten:

„Gott segne die Königin Victoria, ihren hohen Gemahl, den Prinzen Karl Albert und die ganze königliche Familie!“

Die Menge blieb vor der Thür unseres Magazins stehen, Anfangs um unseren Papagei zu hören, dann, als sie unsere Möbeln von gutem Geschmack, eine hübsche Bibliothek, ein ethnologisches Museum, eine Mineraliensammlung und prächtige Spitzen fanden, die ich als englische ankündigte und die in Wahrheit nur aus Valenciennes und Chantilly waren, kamen sie herein und

kauften. Die Amerikanerinnen besonders kauften, ohne zu handeln.

Anfangs fanden lange Verhandlungen zwischen Monsieur Giovanni und mir statt: Monsieur Giovanni wollte nicht, daß ich im Laden erscheinen sollte.

Ich habe von der Gefahr gesprochen, welcher die Frauen in San Francisco ausgesetzt waren. Ich bestand auf meinem Willen und gab Monsieur Giovanni so gute Gründe an, daß er endlich nachgab.

Unter allen diesen Kunden, welche unser Magazin erfüllten, bemerkte ich besonders einen, der mit Eifer Alles zu kaufen schien, was einen höheren Werth hatte; er fragte nach dem Preise eines Gegenstandes, und wenn man ihm denselben sagte, zahlte er ihn und nahm ihn mit.

Er kam eine ganze Woche mit einer solchen Beharrlichkeit, um zu kaufen, daß er während dieser Woche die kostbarsten Exemplare aus dem Laden entfernt hatte. Jedes Mal, wenn wir ihn eintreten sahen, trat die Freude mit ihm ein, auch empfingen wir ihn mit aller möglichen Aufmerksamkeit. Eines Tages trieb ich die Gefälligkeit so weit, ihm den Ursprung einiger Seltenheiten erklären zu wollen. Aber er zuckte die Achsel.

„Ei, was liegt mir denn daran?“ sagte er zu mir; „erzählen Sie alle ihre Geschichten einem Liebhaber, für welchen ich einkaufe, wenn er zu Ihnen kommt.“

Zwei oder drei Tage nach dieser Unterredung war

das Magazin von Antiquitäten fast ganz leer, aber dagegen waren unsere Taschen gefüllt.

Gegen Abend entfernte sich Monsieur Giovanni und ich blieb allein im Magazin.

Eines Abends, fünf Minuten nach dem Ausgange des Monsieur Giovanni, trat Sir George ein.

Ich stieß einen Schrei des Erstaunens aus; es war mir völlig unbekannt, daß er in San Francisco war.

Er näherte sich mir und begrüßte mich.

„Wann werden Sie mit Ihrem Magazin zu Ende sein, Madame?" fragte er mich.

Ich war zu gleicher Zeit erstaunt über seine unerwartete Erscheinung und die seltsame Frage.

„Sie sehen, mein Herr," antwortete ich ihm, „es wird nicht lange währen und in drei oder vier Tagen hoffe ich damit zu Ende zu sein."

Sir George blickte um sich und sah alle Regale fast leer.

„Vortrefflich!" rief er, „aber um Gotteswillen, möge diese Posse damit zu Ende sein und ich Sie in Californien nicht wieder in einem Laden sehen."

Dann fragte er nach den Preise verschiedener Gegenstände, bezahlte sie und nahm sie mit.

Von jetzt an zweifelte ich nicht mehr, daß diese Mittelsperson, die sich so wenig um den wissenschaftlichen Theil der gekauften Gegenstände kümmerte, in Sir George's Namen gehandelt habe.

Als Monsieur Giovanni zurückkehrte, erzählte ich ihm von dem Besuche des Sir George's, so wie von der Unterredung, die darauf gefolgt. Aber zu meiner großen Ueberraschung sagte Monsieur Giovanni, anstatt zu lachen:

„Er hat Recht; Du darfst Dich von jetzt an nicht mehr mit meinen Angelegenheiten beschäftigen, besonders nicht in Californien. Ich danke Dir für den guten Beistand, den Du mir geleistet hast, aber bei Gelegenheit werde ich ihn Dir erwiedern können."

In der That hatte Monsieur Giovanni, als er gesehen, daß wieder Geld einkam, den Entschluß gefaßt, ein größeres Geschäft zu unternehmen.

Wir besaßen jetzt dreißigtausend Piaster, und mit einer solchen Summe ist man in Californien nicht reich, aber man kann Alles anfangen.

Ich begab mich zu einer amerikanischen Familie, die wir kannten, und Monsieur Giovanni nahm ein beträchtlicheres Magazin und verband sich mit einem Negocianten, um ein Engrosgeschäft mit Lebensmitteln jeder Art anzufangen, um die Bergwerke mit Proviant zu versehen, so wie auch um Goldstaub einzukaufen.

Die Geschäfte gingen vortrefflich; Monsieur Giovanni erzielte einen beträchtlichen Profit und legte denselben sogleich zu neuen Einkäufen an. Diese Einkäufe, so wie überhaupt der ganze Handel, bestanden in Wein, Mehl, Zucker, Thee, Kaffee und eingemachten Früchten von Marseille.

Ich besuchte von Zeit zu Zeit meinen Gemahl in seinem Magazin, wo ich gewöhnlich bei jedem Besuche, den ich ihm abstattete, eine bis zwei Stunden in einem kleinen Hinterzimmer blieb.

Eines Tages befand sich Monsieur Giovanni allein; sein Associé war zu einer Theeauction gegangen, und die Commis im hinteren Hofe beschäftigt, Ballen in den Keller zu bringen.

Gerade in diesem Augenblick trat ein irländischer Amerikaner bei Monsieur Giovanni ein, um eine Bestellung auf Waaren zu machen, die für ein Bergwerk bestimmt waren. Der Zufall wollte, daß ich in dem Augenblick eintrat, um aus dem kleinen Zimmer auf den Hof zu gehen.

Der Amerikaner erblickte mich.

„Oho!" rief er, „was ist das für eine Frau?"

„Es ist Madame Giovanni," versetzte mein Gemahl kalt.

„Teufel!" rief der Amerikaner lachend, „Madame Giovanni, sagen Sie?"

„Ich sage, Madame Giovanni, meine Frau."

„Ihre Frau?"

„Meine Frau."

„Ihre eigene Frau?"

„Meine eigene Frau."

„Ei! ist es nicht ein Wenig anmaßend, zu glauben, daß man in San Francisco eine eigene Frau hat?"

Zum Glück gehörte die Kaltblütigkeit zu den Eigenschaften meines Mannes.

Er glaubte, daß dies der beste Schild sei, den er einem Angriffe dieser Art entgegen stellen könne.

„Mein Herr,“ versetzte er, „ich habe Ihnen schon gesagt, daß es meine Frau, Madame Giovanni ist; das muß Ihnen genug sein; und da diese Frau die meinige ist, so müssen Sie begreifen, daß sie nicht hier ist, um sich auf den Wunsch des ersten Besten, welcher kommt, sehen zu lassen.“

Der Amerikaner zuckte die Achseln und ging hinaus. Zehn Minuten später kehrte er in Gesellschaft eines Freundes zurück. Monsieur Giovanni sah sie eintreten und hegte eine gewisse Unruhe, gab diese Unruhe aber nicht zu erkennen.

Der Amerikaner näherte sich ihm mit trotziger Miene, deutete auf Monsieur Giovanni und sagte zu seinem Begleiter:

„Sieh doch, dies ist der Thor, der hier in San Francisco eine Frau für sich allein haben will! Was sagst Du dazu?“

Die beiden Amerikaner fingen aus voller Kehle an zu lachen. Dann, als sie genug gelacht hatten, während welcher Zeit sich Monsieur Giovanni nicht von der Stelle bewegte, sagte der Amerikaner, indem er die Hand an seinen Revolver legte:

„Monsieur Giovanni, thun Sie mir doch den Ge-

fallen, uns diese Dame heraus zu holen; wir wollen sie sehen; Sie verstehen mich; wir wollen es!"

In diesem Augenblick sah mein Gemahl deutlich, daß etwas Schreckliches geschehen müsse, aber er beschloß keinen Schritt zurückzuweichen oder vielmehr vorzuschreiten; sein Entschluß war gefaßt. Darauf streckte er seinen Arm aus und deutete mit dem Finger auf die Thür des Zimmers, worin ich mich befand.

„Die Dame, die Sie sehen wollen, ist dort," sagte er; „wagen Sie, sie aufzusuchen, wo sie ist; nur sage ich Ihnen vorher, daß Sie dabei Ihr Leben aufs Spiel setzen!"

Der Amerikaner that nur einen Satz von der Stelle, wo er stand, bis zu meiner Thür. Aber so schnell er dies that, sprang Monsieur Giovanni über den Ladentisch und hielt ihm in dem Augenblick, als er die Hand an den Schlüssel legte, bei den Haaren fest. In einer Secunde lag der Amerikaner, auf den Rücken geworfen, am Boden.

Im Liegen schoß der Amerikaner seinen Revolver auf Monsieur Giovanni ab, und zum Glück fuhr die Kugel zwischen der Schulter und dem Halse durch, streifte die Schulter und blieb in der Decke stecken.

Monsieur Giovanni ergriff mit der einen Hand den Lauf des noch rauchenden Revolvers und zog den seinigen aus den Gürtel. Während dieser Zeit zog der Amerikaner mit der Hand, die er frei hatte, sein Messer und stieß es in den Schenkel des Monsieur Giovanni.

Monsieur Giovanni sah, daß es Thorheit sei, diesen Wüthenden noch länger zu schonen; er zog also seinen Revolver aus dem Gürtel setzte ihm die Mündung an die Schläfe und schoß ihm die Kugel durch den Kopf. Die Bewegung, die Monsieur Giovanni machte, indem er zurückfuhr, nachdem er den Schuß abgefeuert, rettete ihm das Leben; der Freund des Todten hatte eben auch auf ihn gefeuert.

Monsieur Giovanni wendete sich um, aber sein Gegner mußte sich mit einem Neuangekommenen beschäftigen. Dieser Neuangekommene war unser Associe, der, ohne zu wissen, um was es sich handelte, dem Monsieur Giovanni zu Hülfe eilte. Mit seinem Arme schlug er dem Amerikaner die Pistole aus den Händen und der Schuß ging in die Luft.

Der entwaffnete Amerikaner, der sich zwei Gegnern gegenüber und seinen Freund todt sah, nahm die Flucht. Dann schleppte Monsieur Giovanni, mit Hülfe seines Associé, die Leiche des Amerikaners aus dem Magazin und legte sie auf die Thürschwelle. Dann, ohne sich Zeit zu lassen, seine Wunde am Schenkel, die übrigens nicht gefährlich war, zu verbinden, nahm er seinen Hut, zündete seine Cigarre an und ging, bei dem Registrator die Anzeige zu machen, indem er ihn zugleich bat, die Leiche, welche den Verkehr störe, wegholen zu lassen.

Es wurde dem Monsieur Giovanni kein Proceß gemacht, da solche Scenen nur zu häufig waren in jener Zeit, wo der Mangel der Autorität der Behörden Jeden nöthigte, sich zu vertheidigen und sich im Falle einer Beleidigung oder eines Angriffes selber Recht zu verschaffen.

XII.

Einen Monat nach dieser schrecklichen Scene, womit mich die drei auf einander folgenden Pistolenschüsse bekannt machten, ertönte in dem Augenblick, als unsere Speculationen vortrefflich gingen und unsere Activa für unseren Theil der Association sich auf 120,000 Piaster belaufen mochten, die unheilvolle Sturmglocke, den Californiern so wohl bekannt, und kündigte eine Feuersbrunst an.

Das Feuer hatte in der Jacksonstraße gezündet und, von einem entsetzlichen Winde getrieben, in einer Secunde unsere Magazine ergriffen. Monsieur Giovanni war noch nicht völlig angekleidet, als das Dach schon in Flammen stand. Die wackeren Spritzenmänner liefen von allen Seiten herbei; aber der Mangel an Wasser lähmte ihre Anstrengungen so, daß Monsieur Giovanni keinen

Augenblick die Hoffnung hatte, dem Mißgeschick zu entgehen.

Er machte sich nichts desto weniger an die Arbeit, und als unser Vermögen vollständig verloren war, hatte er den Muth, sich damit zu beschäftigen, das anderer Leute zu retten. Er zeigte einen so auffallenden Muth, daß man einige Tage in San Francisco nur von Monsieur Giovanni sprach. Erst als das Aufhören des Geräusches der Klingel angekündigt hatte, daß man des Feuers Herr geworden sei, sah Monsieur Giovanni um sich.

Da, wo sich unser Magazin und folglich unser ganzes Vermögen befand, rauchte ein Aschenhaufen. Dies Mal war es eine ganz andere Sache, als nach der Speculation mit den Aepfeln und den Zwiebeln! Alles, was Monsieur Giovanni auf der Welt übrig blieb, war seine Taschenuhr. Er näherte sich seinem Associé, der ihm in seinem Kampfe mit dem Amerikaner das Leben gerettet hatte, drückte ihm die Hand und sagte:

„Mein lieber Freund, ich wünsche Ihnen guten Muth und glücklichen Erfolg in Ihren künftigen Unternehmungen; aber entschieden ist Californien ein verzwicktes Land.“

„Wohin gehen Sie?“ fragte Monsieur V. B.

„Zum Henker! Ich will sehen, was in dieser schrecklichen Nacht aus Madame Giovanni geworden ist. Adieu!“

Und in allen seinen Taschen suchend, fand er end=

lich eine Cigarre, die er ruhig anzündete. Darauf nickte er ihm mit dem Kopfe zu und machte sich auf den Weg zu meiner Pension. Man wird leicht begreifen, mit welcher Aengstlichkeit ich ihn erwartete.

Bei dem ersten Schalle der Feuerglocke war ich wie alle Uebrigen aus meinem Bette gesprungen, und als ich bald darauf erfahren hatte, daß das Feuer gerade in dem Magazin des Monsieur Giovanni sei, stürzte ich mich aus dem Hause. Kaum hatte ich fünfzig Schritte in der Richtung der Feuersbrunst gemacht, als Monsieur Wood mich einholte; es war der Mann der Dame, bei welcher ich wohnte. Er hielt mich zurück, machte mir, ungeachtet meiner Bitten, mich meinen Weg fortsetzen zu lassen, bemerklich, wie sehr meine Gegenwart meinem Gemahl die Kräfte rauben werde. Dann wäre, wie immer, ein solches Gedränge dort, daß man sich nicht ohne Gefahr unter die Menge wagen könne. Uebrigens gehe er, Wood, dorthin und wolle mir Nachricht bringen. Ich wartete mit Aengstlichkeit.

Monsieur Wood kam erst zwei Stunden später. Er hatte beim Löschen geholfen: er sagte uns, daß Monsieur Giovanni fortfahre, mit Eifer zu arbeiten, obgleich seine Magazine zuerst niedergebrannt wären.

Gegen vier Uhr Morgens erschien Monsieur Giovanni, sein Gesicht von dem Feuer geschwärzt, seinen Bart und seine Haare verbrannt und seine Kleider zerrissen.

Drei Mal war er durch die Flammen gegangen und der ganze Brusttheil seines Hemdes war verbrannt.

Er trat ein, sah mich weinen, warf seine Cigarre weg, sank auf einen Lehnsessel nieder, und vermöge einer Gegenwirkung, die mir ganz natürlich schien, da ich diese vortreffliche Natur kannte, fing er an zu schluchzen.

Darauf ging ich zu ihm, kniete vor ihm nieder und suchte ihn zu trösten.

„Ah! Muth, mein Freund!“ rief ich.

„Du weißt also nicht?“ sagte er zu mir.

„Ich weiß Alles, wir sind vollständig ruinirt, nicht wahr?“

„Vollständig.“

„Nun, wir sind jung, wir wollen arbeiten. Wer schlecht anfängt, endet gut, und wir haben die ganze Zukunft vor uns.“

Er ließ seinen Kopf auf den meinigen sinken.

„Du hast Recht,“ sagte er, „rede mit mir, tröste mich, gieb mir Stärke.“

Ich fuhr fort, mit ihm zu reden und er hörte mich an, ohne zu antworten, indem er sich gleichsam von meinen Worten einwiegen ließ. Und in der That wiegte ich ihn so gut ein, daß er nach einigen Minuten, von den Anstrengungen und Gemüthsbewegungen der Nacht erschöpft, eingeschlafen war.

Ich lag auf den Knieen und in der beschwerlichsten Stellung gebeugt; aber ich hatte ein respectvolles Mit=

leid mit dem Schlummer dieses Mannes, der, als er seine Magazine niedergebrannt sah, sich selbst vergaß, um Anderen Beistand zu leisten, daß ich anderthalb Stunden lang nicht die geringste Bewegung machte. Der Tag fand uns noch in derselben Stellung.

Monsieur Giovanni schlief fest; ich weinte, aber ganz leise, um ihn nicht zu wecken. Endlich öffnete er die Augen, versuchte einige Secunden seine Erinnerungen zu sammeln und sagte dann plötzlich:

„Ach! Der arme Sir George! Man sollte sich doch nach ihm erkundigen?“

„Wie? Sich nach ihm erkundigen?“ fragte ich; „warum denn das?“

„Nun, zuerst, weil er einen wunderbaren Muth gezeigt hat, während der Viertelstunde des Brandes unseres Magazins; dann, weil er nach meinem Beispiel neben mir, wie ich gearbeitet; nur glaube ich gehört zu haben, daß er das Bein gebrochen, sich das Knie verrenkt oder den Fuß gequetscht hat — kurz, es war Etwas von Bedeutung.“

Und Monsieur Giovanni nahm seinen Hut.

„Nun, was willst Du machen, mein Freund?“ fragte ich ihn.

„Ich will mich nach ihm erkundigen,“ sagte er; „wahrhaftig, das bin ich ihm schuldig.“

Er hob seine Cigarre auf. Es war etwas Uner=

hörtes, zu sehen, daß Monsieur Giovanni eine halb aufgerauchte Cigarre wieder anzündete.

„Was thust Du denn?“ fragte ich ihn.

„Wir sind ruinirt, Johanna,“ sagte er, „wir müssen unsere Cigarrenenden rauchen.“

Und er ging mit der Seelenstärke und dem Gleichmuthe, den er bei den wichtigsten Gelegenheiten immer zu zeigen pflegt, hinaus. Eine Stunde später kehrte er zurück.

Sir George hatte nur eine starke Quetschung erhalten und war in den Händen des besten Arztes in San Francisco, des Monsieur d'Olivera. Er war dankbar für den Besuch des Monsieur Giovanni, sprach den Wunsch aus, im Laufe des Tages Nachricht über unser Befinden zu erhalten und schickte mir sein Compliment.

Gegen acht Uhr glich unser Haus einem wahren Taubenschlage; Jeder fragte nach uns und erkundigte sich nach dem Verluste, den wir erlitten. Amerikaner, Franzosen und Indianer kamen, um uns ihre Theilnahme zu beweisen und Monsieur Giovanni Complimente wegen seines Muthes und seiner Aufopferung darzubringen; auch machten ihm Alle nach ihrem Vermögen und ihren Mitteln Anerbietungen mit einer Uneigennützigkeit und Freundlichkeit, die man nur in Californien in den Jahren 1849 bis 1852 fand.

Monsieur Giovanni dankte Allen, nahm aber Nichts an. Man hätte denken sollen, er erwarte Jemanden.

Gegen neun Uhr trat der Banquier Monsieur Argenti ein. Monsieur Giovanni stand plötzlich auf und reichte ihm mit lächelndem Gesichte die Hand.

„Ich wußte wohl, daß Sie kommen würden," sagte er.

Monsieur Argenti war gleich zu Anfang nach Californien gekommen und hatte sich ein hübsches Vermögen erworben, welches er zu ähnlichen Handlungen wie die, welche wir hier erzählen wollen, anwendete.

Fügen wir noch hinzu, daß er ein Mann von sehr ausgezeichnetem Geiste, Herzen und Manieren war. Er hatte immer viel Interesse an Monsieur Giovanni genommen.

Mein Gemahl unternahm seinerseits keine ernste Sache, ohne ihn um Rath gefragt zu haben.

„Ich danke Ihnen, daß Sie auf mich gerechnet haben," sagte er zu Monsieur Giovanni. „Ich komme zu Ihnen und sage Ihnen offen und einfach, mein lieber Landsmann, daß ich 30,000 Piaster zu Ihrer Verfügung stelle."

Dann näherte er sich mir und sagte:

„Fassen Sie Muth, Madame, und nehmen Sie sich die Sache nicht so sehr zu Herzen. Sie müssen der Ruhe bedürfen, legen Sie sich nieder und versuchen Sie ruhig zu schlafen. Ich bitte um die Erlaubniß, Ihren Gemahl mit mir nehmen und ihm ein Frühstück vorsetzen zu dürfen."

„Wahrhaftig, was Sie mir da sagen, erfordert Ueberlegung," rief Monsieur Giovanni. „Sie sehen den Zustand meiner Kleider und meiner Wäsche; was ich an mir trage, ist Alles, was mir von meiner Wäsche und meinen Kleidern übrig geblieben — Alles ist verbrannt."

Mr. Wood stellte seine Garderobe zur Verfügung meines Gemahls; aber Monsieur Giovanni hielt es für kürzer, in ein Kleidermagazin zu gehen und sich dort ganz neu zu kleiden.

Ohne indessen die Erkenntlichkeit zu vermindern, die wir Monsieur Argenti schuldig sind, muß ich sagen, daß Züge, wie ich eben mitgetheilt habe, in Californien nicht selten waren.

Bei demselben Feuer, welches uns ruinirte, hatten zwei Negocianten ihr Vermögen verloren. Sie kannten einander nur vermöge ihrer Geschäftsverbindungen seit ihrem Aufenthalte in Californien. Als der letzte Schimmer der Feuersbrunst erlosch, begegneten sie einander an einer Straßenecke.

„Nun," fragte Einer den Anderen, „wie steht es mit Ihnen?"

„Ich habe Alles verloren."

„Alles?"

„Alles. Ich habe nicht so viel, um diesen Morgen zu frühstücken. Und Sie?"

„Ich habe viel verloren," antwortete der Erstere, „aber glücklicherweise habe ich einen Reservefonds. Ich

besitze noch zwanzigtausend Piaster, und da Sie der Aermste von uns Beiden sind, so erlauben Sie mir, den Tag damit zu beginnen, Sie zu bitten, die Hälfte dieser Summe anzunehmen. Ich kann eben so gut mit zehntausend Piastern wieder anfangen, als mit zwanzigtausend und es scheint mir, als müßte mir das, was ich da thue, Glück bringen."

Die beiden Männer wechselten einen Händedruck und Alles war geschehen.

Jeder begann mit zehntausend Piastern. Gott segnete ihre neuen Unternehmungen; sie sind gegenwärtig zwei der reichsten Negocianten in Californien.

XIII.

Neue Speculation.

Ich legte mich zu Bette, wie es mir Monsieur Argenti angerathen. Er hatte Recht. Die Gemüthsbewegungen waren so lebhaft gewesen, daß ich mich nicht mehr aufrecht halten konnte. Als Monsieur Giovanni eintrat, sagte ihm Monsieur Wood, daß ich mich niedergelegt, daß ich einen heftigen Fieberanfall habe, daß ich schlafe und daß er mir ein Wenig Ruhe lassen müsse.

Mein Gemahl war sehr traurig, daß ich krank geworden; aber er dachte wohl, daß die guten Nachrichten und der Bericht über seine neuen Pläne, denn mit Hülfe seines Freundes, des Monsieur Argenti, hatte er schon neue Pläne, mich bald heilen würden. Er empfahl mich dem Monsieur Wood, mich zu beruhigen und mir zu

sagen, daß Alles vortrefflich gehe, und daß er, Monsieur Giovanni, ausgegangen sei, um keine Zeit zu verlieren, da die Zeit in Californien das Einzige sei, was man auf immer verloren habe, wenn man sie vergeude.

Hundert Schritte vom Hause begegnete ihm Sir George, der, auf seinen Stock gestützt, hinkend daherkam. Sir George näherte sich ihm.

„Sie suchte ich, mein Herr," sagte er zu ihm; „ich kam, Sie zu bitten, mir eine Unterredung von einem Augenblicke zu gewähren."

„Mit dem größten Vergnügen, mein Herr," antwortete mein Gemahl. „Unglücklicherweise kann ich sie nicht zu meiner Frau führen; sie ist sehr leidend und so krank, daß sie genöthigt ist, das Bett zu hüten."

„Sprechen Sie ihr mein Bedauern aus, mein Herr, wegen des Unfalles, der sie betroffen hat, so wie alle meine Wünsche wegen ihrer Gesundheit. Aber zehn Schritte von hier ist ein Kaffeehaus; können wir nicht dort eintreten? Ich richte diese Bitte an Sie, da ich noch am Fuße leide und noch einige Schwierigkeit habe, mich aufrecht zu halten."

Monsieur Giovanni und Sir George traten in das Kaffeehaus, setzten sich an einen Tisch und verlangten irgend Etwas.

Sir George bat Monsieur Giovanni sehr verlegen, ihn als einen Landsmann zu betrachten, da alle Europäer in einem anderen Welttheile Landsleute wären, und

bot ihm mit aller Delicatesse, indem er damit begann, ihm zu sagen, daß er sehr reich sei, entweder seine Börse oder seinen Credit an, beträchtlich genug, um ein Handelshaus wieder herzustellen.

Um Monsieur Giovanni nicht zu verletzen, nahm er den Schein an, als wollte er ihm einen uneigennützigen Dienst leisten und machte ihm das Anerbieten, ihm sein Geld zu sechs Procent vorzustrecken, was in einem Lande sehr billig war, wo der gesetzliche Zinsfuß fünfzehn Procent betrug.

Monsieur Giovanni unterbrach ihn lächelnd und faßte seine Hand.

Die Geberde war so ausdrucksvoll, daß Sir George sich nicht darin irren konnte.

„Sie schlagen es mir ab, mein Herr," sagte er; „ich begreife das. Ich habe mich gegen Sie und Madame Giovanni wie ein Thor betragen. Man muß mir verzeihen und denken, daß ich wirklich den Verstand verloren hatte, und mich jetzt und in Zukunft als einen vernünftigen Mann betrachten."

Monsieur Giovanni ließ ihn zu Ende reden, dann sagte er:

„Nicht, weil Sie meine Frau lieben, lehne ich das verbindliche Anerbieten, welches Sie mir machen, ab. Abgesehen von meinem völligen Vertrauen zu Madame Giovanni, gebe ich Ihnen die Versicherung, daß ich Sie bei der ersten Annäherung, beim ersten Blicke für das

angesehen habe, als was Sie sich erwiesen haben, nämlich für einen vollkommenen Gentleman, unfähig zu einer Niedrigkeit; aber ich weise ihr Anerbieten zurück, mein lieber Herr, weil ein Landsmann, ein intimer Freund, gekommen ist, mir anzubieten, was Sie in diesem Augenblick anbieten; ich habe die Vorschläge dieses Freundes angenommen. Ich verlasse San Francisco und entschließe mich zu einer Expedition nach dem Norden zu der Sierra Nevada."

„Und Sie nehmen Madame Giovanni zu einer solchen Reise mit?" rief Sir George.

Mein Gemahl lächelte.

„Nein, mein Herr, ich reise allein ab," antwortete er. „Madame Giovanni befindet sich sehr wohl in dem Hause der Familie des Monsieur Wood. Sie wird noch einige Zeit dort bleiben; dann, sobald ich den Fuß wieder in den Steigbügel gesetzt habe und die Geschäfte wieder gut gehen, wird sie nach Frankreich reisen, um ihre Tochter und meinen Vater zu besuchen. Ich werde ruhiger sein; denn wie ich diesen Morgen zu meinem Associé sagte, ist Californien ein verzwicktes Land."

Darauf stand Monsieur Giovanni auf, richtete einen neuen Dank an Sir George und machte ihm die Nothwendigkeit begreiflich, daß er gehen müsse.

Sir George bat um die Erlaubniß, mir am folgenden Tage seine Aufwartung machen zu dürfen. Es ver=

steht sich von selber, daß ihm diese Gunst bewilligt wurde. Die beiden Männer trennten sich freundlich.

Monsieur Giovanni verlor, wie er gesagt hatte, keine Zeit; er ging zu dem Landungsplatze der Dampfschiffe, welche nach dem Sacramento und nach Marysville fahren. Dort brachte er eine halbe Stunde zu, um die Nachrichten zu sammeln, welche zur Ausführung seiner neuen Pläne unerläßlich waren.

Es scheint als wäre Alles seinen Wünschen angemessen gewesen, denn als ein Freund von uns ihm, sehr rasch gehend, begegnete, um mit der Miene eines sehr beschäftigten Mannes in seine Wohnung zurückkehren, fragte er ihn, ob er schon auf der Spur eines neuen Geschäfts sei. Darauf antwortete Monsieur Giovanni, er glaube eine neue Speculation gefunden zu haben, welche nicht schlecht sein würde.

„Um so besser, und ich wünsche Ihnen gutes Glück,“ antwortete der Freund, und er setzte seinen Weg fort, ohne Monsieur Giovanni zu fragen, welches diese neue Speculation sei; so eilig hat es Jeder von San Francisco.

Als Monsieur Giovanni nach Hause zurückkehrte, fand er mich wach und ihn mit großer Ungeduld erwartend. Ich war sehr krank, aber ich kannte selber nicht den Zustand, worin ich mich befand. Monsieur Wood hielt es nicht für angemessen, ihn in derselben Unwissenheit zu lassen; im Gegentheil sagte er ihm Alles, was er über meinen Zustand dachte.

In demselben Augenblicke gab Monsieur Giovanni den Befehl, einen alten Freund von ihm herbeizurufen, zu dem er als Arzt alles Vertrauen hatte; dann, ehe der Arzt der Aufforderung entsprechen konnte, kam er in mein Zimmer.

Ich war sehr erfreut, ihn so anständig gekleidet wiederzusehen, wie ich ihn bei seiner Entfernung zerlumpt gefunden. Er hatte sich neu gekleidet, nicht in einem Kleiderladen, sondern vermöge eines Reservekoffers, den wir in einem gewölbten Keller hatten, und der alle unsere schönen Kleider, die wir in Californien nicht brauchten, und alle unsere Pariser Wäsche enthielt. Er erinnerte sich, daß er diesen Koffer einige Tage vor der Feuersbrunst dorthin hatte bringen lassen, und er fand ihn wieder, wo er ihn aufbewahrt hatte.

Er fiel mir um den Hals, als kehre er von einer weiten Reise zurück, als wäre es zwanzig Jahre, daß er mich nicht gesehen. Bei dieser Umarmung konnte ich meine Thränen nicht zurückhalten.

„Nun, weine nicht, meine gute Johanna,“ sagte er ganz heiter zu mir. „Seit diesem Morgen ist Vieles geschehen, und Alles ist günstig. Du hast gehört, was Monsieur Argenti mir angeboten hat. Ich habe es angenommen, aber es ist noch nicht Alles, daß er mir Geld gegeben hat, er hat mir auch eine Idee eingegeben.“

„Welche Idee?“ fragte ich ihn.

Da veränderte Monsieur Giovanni plötzlich das Ge=

sicht und zauderte, mir diese Idee mitzutheilen, denn er wußte, daß diese Idee mich mit Schrecken erfüllen werde.

Er machte Ausflüchte, ich wendete bezaubernde Redensarten und liebenswürdige Umschweife an, um ihn dahin zu bringen, mir seine Pläne mitzutheilen.

Er sprach mit mir von seiner Absicht, eine Reise nach dem Norden zu machen, um zu sehen, ob man dort nicht einige Geschäftsverbindungen anknüpfen könne. Endlich brachte er es dahin, daß er mich, anstatt mich zu beruhigen, wie es seine Absicht war, vollständig in Schrecken setzte.

Ich gestand ihm, daß ich kein Wort von dem, was er gesagt, verstehe; ich bat ihn, mich nicht wie ein Kind zu behandeln. Ich sagte ihm, wenn er neue Pläne hätte und diese Pläne vernünftig wären, so möge er sie mir mittheilen, damit ich sie besonnen beurtheilen könne. Dann nahm er meine Hände in die seinigen und sagte mit seiner sanftesten Miene zu mir:

„Meine liebe Johanna, sobald Du von dieser leichten Unpäßlichkeit wieder hergestellt bist, reise ich zu der Sierra Nevada ab. Monsieur Argenti hat mir heute die Versicherung gegeben, daß ich dort mein Glück machen könne, wenn ich den Muth habe, in die Bergwerke zu gehen mit einer großen Auswahl von Waaren, mit Kleidungsstücken, Bergwerksgeräthen, Lebensmitteln, Zucker, Thee, Mehl und Branntewein, kurz mit Allem, was für die Com=

pagnien der verschiedenen Bergwerke an den Ufern des Yuba nothwendig ist."

„Und ich?" fragte ich, ihn starr ansehend.

„Du bleibst hier," sagte er, „bis ich sehe, wie es mit meinen Geschäften geht, dann machst Du Deine Reise nach Frankreich, während ich mein Glück auf dem Gebirge versuche, und habe keine Furcht, liebe Freundin, denn Alles sagt mir, daß es nicht lange währen wird, bis ich dieses Glück gemacht habe. Man fällt schnell in diesem verzwickten Lande, dabei aber ist es tröstlich, daß man ebenso schnell wieder empor kommt."

Monsieur Giovanni erwartete wohl, was geschehen würde; darum hatte dieser vortreffliche Mann alle diese Umschweife gemacht, um mir auf so angenehme Weise wie möglich zu sagen, daß er sein Leben und sein Vermögen dem ersten Elenden preis geben wolle, dem es einfallen würde, ihm eine Pistolenkugel zuzusenden.

Das Gebirge war weit von uns entfernt, und doch brachte uns sein Echo jeden Tag die Nachricht von irgend einem entsetzlichen Verbrechen, welches dort begangen wurde, wo jede Autorität unbekannt war und wo der Stärkere das Gesetz gab.

Anfangs fing ich an zu schluchzen, dann erklärte ich ihm, daß er dergleichen nicht thun solle. Ich bat ihn, seine Idee aufzugeben; aber er bat mich mit einer Milde, die mir seinen Entschluß bewies, ernstlich über das nachzudenken, was er gesagt, und alle Gefahren, die er

übrigens nicht bestreiten konnte, beseitigend, bemühte er sich, mir die Sache aus dem besten Gesichtspunkte zu zeigen und gestand mir, daß er bereits Erkundigungen bei den Kapitainen der Dampfschiffe und bei anderen wohl unterrichteten Personen eingezogen habe, und daß alle, an die er sich gewendet, ihm die Versicherung gegeben, daß die Minen von Downielville die reichsten wären, und wenn er den Muth hätte, dort ein Magazin zu etabliren, so könnte er gewiß sein, dort in achtzehn Monaten sein Glück zu machen.

Ich kannte Monsieur Giovanni, aber dessen ohngeachtet bestand ich nicht weniger darauf. Aber die Bitten waren unnütz.

Unter seiner gewohnten Milde barg Monsieur Giovanni eine unerschütterliche Willensfestigkeit, und sein Entschluß war gefaßt.

Da der Arzt ihm gesagt hatte, daß ich bei guter Fürsorge in einigen Tagen wieder hergestellt sein könne, so sorgte er selber für mich, um mich desto früher wieder wohl zu sehen.

Dann, während der folgenden zwei oder drei Wochen kaufte er Waaren im Aufstreich und ließ sie am Tage vor seinen Augen einpacken; dann in der Nacht, wenn er bei mir wachte, obgleich es immer besser mit mir wurde und ich keiner Krankenwärterin bedurfte, überlegte er mit mir, welche Gegenstände am Nützlichsten mitzu=

nehmen wären und schrieb sie nach meinem Dictate auf, um sie am folgenden Tage kaufen zu dürfen.

Nach Verlauf von drei Wochen hatte er in einem Magazin am Landungsplatze für 15 bis 20,000 Piaster verschiedene Waaren von der besten Auswahl, welche ihre Einschiffung erwarteten.

Während dieser Zeit war Sir George gekommen, mich zu besuchen. Mein Gemahl hatte mir erzählt, was zwischen ihnen vorgegangen, und ich hatte mich einigermaßen mit ihm ausgesöhnt.

Da er von meinem Gemahl die Erlaubniß erhalten hatte, seinen Besuch zu erneuern, so geschah es, daß ich mich eines Abends allein mit ihm befand; ich benutzte die Gelegenheit und meinen Lehnsessel dem seinigen nähernd, bat ich ihn jetzt, da wir wieder gute Freunde geworden wären, mir das Räthsel seines Benehmens gegen mich und das Geheimniß seines Aufenthaltes in Californien zu erklären.

Darauf sagte er mir in der respectvollsten Weise und in der Sprache eines vollkommenen Gentleman, wie sich Monsieur Giovanni ausgedrückt hatte, daß er mich sehr liebe, daß er seit langer Zeit schon alle Hoffnung verloren habe, daß er aber, in Ermangelung eines anderen Glücks, seine Freude darein gesetzt habe, mich von Zeit zu Zeit zu sehen.

Ich bemühte mich, ihm begreiflich zu machen, daß es ein sehr leeres Glück und eine sehr traurige Freude

sei und sagte ihm mit der Aufrichtigkeit, welche ein verständiger Mann niemals verkennt, daß er Nichts von mir zu erwarten habe, als eine gute Freundschaft und das Versprechen, ihn immer mit Vergnügen zu sehen.

Wir trennten uns als die besten Freunde von der Welt, er sehr erkenntlich für meine Freundschaft und ich glücklich, daß diese offene Erklärung mich mit einem wackeren Manne in gutes Vernehmen gesetzt hatte.

Als er eben fort war, kehrte Monsieur Giovanni zurück. Ich erzählte ihm Alles.

„Kannst Du begreifen," sagte ich zu ihm, „daß ein Mann, der 300,000 Livres Renten hat, der mit diesem Vermögen in England, in Frankreich und in Italien als großer Herr leben kann, seine Zeit in dem schmuzigen San Francisco verliert, um einer Frau den Hof zu machen, die ihn nicht liebt?"

Monsieur Giovanni zog seine Lippen zusammen, wie Jemand, welcher denkt, daß jeder Geschmack in der Natur begründet ist. Dann sagte er:

„Er unterhält sich auf seine Weise; man lasse ihn machen."

XIV.

Der Sacramento.

Der Monat April kam. Es war die zur Abreise bestimmte Zeit. Ich rief all meinen Muth zusammen und erklärte Monsieur Giovanni, daß ich entschlossen sei, ihn zu begleiten. Monsieur Giovanni begann damit, mir ins Gesicht zu lachen, für so unmöglich hielt er die Sache.

Aber wie ich gesagt habe, war mein Entschluß gefaßt. Ich bat ihn, ich flehte ihn an, ich fragte ihn, ob ich ihm je auf der Reise eine Last oder Beschwerde gewesen. Ich erinnerte ihn, daß ich stark, muthig und wachsam sei. Ich sagte ihm, ich glaube, daß ich an seiner Seite Nichts zu fürchten habe.

Er antwortete mir auf dies Alles, daß eine solche Reise schon mehr sei, als ein Mann ertragen könne, und

beschwor mich, ihn nicht so zu quälen; aber Nichts konnte mich bewegen, meinen Plan aufzugeben.

Ich ging zu Monsieur Argenti und sagte ihm, was ich von seiner Freundschaft erwarte, nämlich Monsieur Giovanni zu bewegen, mich mitzunehmen, wobei es mir frei stehen solle, zurückzukehren, wenn er dort etablirt sei.

Mit vielen Bitten überzeugte ich ihn, daß ich meinem Manne als Begleiterin auf der Reise von großem Nutzen sein würde.

Endlich gestand er, daß ich vielleicht Recht habe.

Als Monsieur Argenti überzeugt war, wurde es Monsieur Giovanni auch bald. Im Grunde wünschte er sich auch nicht von mir zu trennen, aber er fürchtete, daß mir ein Unglück begegnen möchte.

„So komm denn, da Du es durchaus willst," sagte er zu mir. „Nur sage ich Dir vorher, daß Du genöthigt sein wirst, auf halbem Wege umzukehren. Doch am Ende, was die Frau will, will Gott!"

Und auf dieses Sprichwort hin wurde die Abreise auf übermorgen bestimmt.

Um drei Uhr Nachmittags umarmte ich herzlich meine Wirthsleute, Monsieur und Madame Wood, indem ich ihnen versprach, vor einem Monat zurück zu sein.

Ich war so erfreut, mich nicht von Monsieur Giovanni zu trennen, daß ich mich um vier Uhr auf dem kleinen Dampfschiffe Gamanche befand. Es lag auch wohl in dieser Freude außer dem Glück, mich nicht von

Monsieur Giovanni zu trennen, der geheime Wunsch etwas Neues zu sehen, hinauf und hinunter zu klettern, kurz zu reisen.

Sir George kam, uns eine glückliche Reise zu wünschen. Diese plötzliche und unerwartete Abreise hatte ihn in Verzweiflung gebracht. Er hatte geglaubt, daß ich nach Europa zurückkehre, und ohne Zweifel hatte er seine kleinen Anordnungen getroffen, um die Reise mit mir zu machen.

Ich meinerseits war so glücklich, daß ich bereit war, alle Wünsche einer glücklichen Reise, die man mir aussprach, in der Münze der Freundschaft zu erwiedern; auch antwortete ich auf die des Sir George:

„Besuchen Sie mich in einem Monat wieder bei Monsieur und Madame Wood, und Sie sollen willkommen sein."

Endlich rauchte der Schornstein, die Räder schlugen das Wasser und wir reisten ab. Es war an einem Sonnabend in den ersten Tagen des April.

Am Sonntag Morgen kamen wir in Sacramento-City an. Wir frühstückten am Hafen im Hôtel de France; dann setzten wir sogleich unseren Weg nach Marysville fort, wo wir um Mitternacht ankamen; wir stiegen im orientalischen Hôtel ab.

Während ich schlief, überwachte Monsieur Giovanni die Ausladung der Waaren, denn dort war unsere Seereise zu Ende.

„Der Fluß heißt Sacramento und führt diesen

Namen von San Francisco bis zu der Stadt dieses Namens; dort verändert er seine Stellung und heißt Plume.

Ich war bezaubert von dem Wege, den wir eben durchlaufen; für mich war er eben so schön, als wäre ich auf dem Wege des Paradieses gereist.

Und in der That war die Landschaft, abgesehen von der unangenehmen Veranlassung der Reise, wahrhaft glänzend.

In meiner Schätzung konnte Nichts der Majestät dieser neuen Regionen gleich kommen, welche denjenigen, welche sie durchreisen, mit himmlischen Gaben geschmückt scheinen.

Wenn man aus der Bucht von San Francisco kommt, tritt das Dampfschiff in den Sacramento ein, wo der Lachsfang in großem Maßstabe getrieben wird. Auf beiden Seiten des Flusses erstreckte sich ein prächtiger Teppich von Blumen, unendlich wechselnd und hie und da von cultivirten Erdhaufen durchschnitten, deren Anblick die Kindheit des Ackerbaues in Californien verräth. Hie und da erheben sich hübsche amerikanische Landhäuser, schon von Blumen, Gemüsen und Baumgruppen umgeben, die von der Hand des Menschen gepflanzt sind.

An gewissen Stellen ist der Fluß gleich einer riesenhaften Laube, vollständig bedeckt mit den Zweigen der schönen und großen Bäume, die seine Ufer besetzen und

sich über seinem Wasser vereinen und verschlingen, aber in einer solchen Höhe, daß die Dampfböte mit ihren hohen Schornsteinen darunter durchfahren, ohne ihre Masten zu senken und ohne die Zweige zu berühren; dann fallen von diesem Gewölbe in der poetischen und göttlichen Nachlässigkeit der noch ursprünglichen Natur eine Unermeßlichkeit von Winden und Schlingpflanzen, die ihre biegsamen Ranken sich hin und her schwingen lassen und mit ihren Enden die Oberfläche des Wassers berühren.

Die Stationen, welche in gewissen Zwischenräumen das Holz zum Heizen der Dampfböte liefern, erregen auch die Aufmerksamkeit.

Dies Alles ist neu organisirt und erst gestern geboren; aber es ist unter den Händen der Amerikaner, und es scheint, als wäre dies Alles schon vor Jahrhunderten eingerichtet und im Fortschritte begriffen. Diese Stationen befinden sich am Ufer des Flusses und beschäftigen eine große Anzahl von Armen.

Das Holz wird, zum Transport bereit, in Haufen aufgestellt, so daß, wenn das Dampfboot anhält, alle diese Arme um die Wette ganze Haufen Holz hineinwerfen; in weniger als zehn Minuten ist die Ladung geschehen; dann brüllt das Dampfschiff, macht sich wieder auf den Weg und zieht stolz seine schäumende Furche.

Es war das erste Mal, daß ich auf einem Dampfschiffe fuhr und ich habe später Gelegenheit gehabt, zu

beurtheilen, daß es nur eine mittelmäßige Probe von der Marine der Vereinigten Staaten war; indessen war es auf eine Weise eingerichtet, daß es Allen genügte.

Jede Kajüte hatte zwei Ausgänge, den einen nach innen, den anderen nach außen. Dieser letztere führte auf eine Gallerie mit einem Gitter. Die inneren Thüren blieben geschlossen oder wurden geöffnet, je nach den Beziehungen der guten oder bösen Nachbarschaft, welche die Passagiere unter sich hielten. Die Folge davon war, daß am zweiten Tage Viele, die ich allein hatte eintreten sehen, paarweise herauskamen.

Da ich wußte, wie kostbar die Zeit in Californien ist, so glaubte ich in dem Augenblicke, als ich selber aus dem Dampfschiffe stieg, daß ich die meinige nicht verloren habe, da ich sie angewendet, um Alles zu beobachten, was mich umgab.

Jetzt wollen wir im Vorübergehen sagen, daß die drei Städte San Francisco, Sacramento nnd Marysville jede ihre Geißel hat, die sie zu Grunde richtet: die erste das Feuer, die zweite das Feuer und das Wasser, das heißt die Feuersbrünste und die Ueberschwemmungen, die dritte das gelbe Fieber, welches die Bevölkerung auf entsetzliche Weise decimirt.

Die beiden letzten Städte, die wir genannt haben, führen zu den Goldminen. Die Golddistricte sind vor ihren Thoren.

Sacramento-City und Marysville sind der Stapel-

und Landungsplatz aller Lebensmittel und aller für die Bergwerker nöthigen Werkzeuge.

In Folge dessen sind diese Städte hinsichtlich des Umfanges und des Handels fast ebenso beträchtlich und wichtig wie San Francisco. Der Luxus und das Leben haben hier dieselbe Entwickelung erhalten, und wenn eine von den Geißeln, wovon wir eben gesprochen, sie zerstört hat, gehen sie mit derselben Schnelligkeit aus ihren Ruinen hervor, wie San Francisco selber.

Man kann sich nichts Schöneres und Köstlicheres vorstellen, als Marysville. Ungeachtet der Fieber, die dort fast immer herrschen, sollte man glauben, wenn man es ganz von Wäldern von riesenhaften Eichen und von grünenden Prairien umgeben sieht, daß kein Ort in der Welt heilsamer und günstiger für die Gesundheit sein könnte.

Die Prairien, von welchen wir eben gesprochen, sind ein beständiger Teppich von Blumen oder wohlriechenden Kräutern, welche die Luft, die man einathmet, parfümiren. Unter diesen Blumen bemerkt man besonders Hyazinthen, Tulpen, Iris, Ranunkeln und tausend andere Zwiebelgewächse; denn die Gelehrten sagen, daß die Holländer aus diesem Lande alle Pflanzen geholt haben, deren Cultur sie, wie man glaubt, vervollkommnet haben. Vielleicht haben sie in der That ihre Farben verbessert, ihre Nuancen vervielfacht; aber ich zweifle, daß die Hand der Menschen irgend etwas zu dem Dufte dieser lieblichen

Töchter der Prairien, die man dort sieht, wie sie aus den Händen des guten Gottes hervorgegangen, hinzugefügt hat. Ich gestehe, daß ich sogar völlig bereit bin zu glauben, daß die Menschen ihnen in dieser Hinsicht mehr genommen als gegeben haben.

Während ich einige Ausflüchte auf's Land machte, welches sich um Marysville ausbreitet, überwachte Monsieur Giovanni thätig die Landung seiner Waaren und erkundigte sich, welche Mittel man anzuwenden habe, um unsere Reise fortzusetzen, welche sich ihrem schwierigsten Punkte näherte, das heißt, um sich nördlich in die Sierra Nevada zu versenken.

Man sagte uns dann, daß der Rest unserer Reise auf Maulthieren geschehen müsse, in Betracht der Schwierigkeit der Wege oder vielmehr der Abwesenheit der Wege und daß wir, wenn wir auch so rasch wie möglich reisten, drei volle Tage dazu gebrauchen würden.

Man benachrichtigte uns auch und nicht ohne großes Erstaunen vernahmen wir es, denn es herrschte in Marysville eine unerträgliche Hitze, daß wir viel Schnee und eine außerordentliche Kälte finden würden, wenn wir über die Gebirge gingen. Aber zu gleicher Zeit fügte man hinzu, würden wir, wenn wir den Muth hätten, diesen Gefahren, die übrigens wohl zu überwinden wären, zu begegnen, durch den kolossalen Erfolg unseres Unternehmens reichlich und vollständig für unsere Mühe entschädigt werden.

Ungeachtet des lebhaften Wunsches, unsere Reise fortzusetzen und ohne Aufschub abzureisen, mußten wir uns acht Tage in Marysville aufhalten, einerseits um unsere Vorbereitungen zur Reise zu vollenden, um einige hundert Maulthiere zusammen zu bringen und mit allen unseren Waaren zu beladen, um Maulthiertreiber oder mexikanische Führer zu finden, die einzigen, die man unter solchen Umständen anwenden konnte, da sie das Geschäft und das Land kannten, welches zugleich das ihrige ist; endlich um die Ankunft des Expreß von Downielville zu erwarten.

Man nennt Expreß in Californien die Beamten des Gouvernement, deren Functionen darin bestehen, einmal jede Woche alle Briefe anzunehmen, welche in San Francisco aus den verschiedenen Welttheilen ankommen und die mit den königlichen Packetboten nach Marysville gebracht werden und sie nach Downieville, Chafla, City, Waliga 2c. zu bringen, von wo sie von Briefträgern an alle Golddistricte in der Umgegend vertheilt werden. Die Expressen tragen also die Briefe; sie bringen auch die Correspondenz zurück und überdies den Goldstaub, den man in den verschiedenen Golddistricten gesammelt hat und welchen sie den verschiedenen bezeichneten Bankhäusern zustellen, welche beauftragt sind, ihn zur Bucht bringen zu lassen.

Diese Expressen sind bei ihren Excursionen bis an die Zähne bewaffnet und immer von zwei oder drei ebenso

bewaffneten Männern begleitet; sie werden überdies von den Gehenden und Kommenden, welche ihre Abreise und ihre Rückkehr benutzen, um zu den Bergwerken zu gehen oder von dort zurückkehren, beschützt.

Der Expreß versieht also, wie wir gezeigt haben, ein Vertrauensamt, welches ausschließlich den Amerikanern zugetheilt wird. Auch sind es fast immer Männer, nicht nur von Muth und Entschlossenheit, sondern auch von guter Gesellschaft.

Ihr Gehalt ist sehr hoch, aber wir müssen auch sagen, daß sie eine große Anstrengung zu bestehen haben; denn sie machen jede Woche zwei bis dreihundert Meilen und Monsieur Great-House, der Expreß von Downielville, mit dem wir die Reise machten, sagte, daß seine Haut seit drei Jahren, wo er dieses Gewerbe treibe, im buchstäblichen Sinne Leder geworden sei.

Ihre Gefahren sind auch groß, sowohl wegen des Werthes, den sie bei sich haben, als wegen der Schwierigkeiten, welche die Wege gewöhnlich entgegenstellen, die sie über Berge und Klippen, selbst unter den Pfeilen zurückzulegen haben, welche ihnen von Zeit zu Zeit die am Saume der Wälder versteckten Eingebornen zusenden.

Während der Woche, die wir genöthigt waren, in Marysville zuzubringen, war ich Zeuge von einer oder zwei Thatsachen, welche zeigen, daß die seltsame Bevölkerung Californien's, die aus so vielen verschiedenartigen Elementen gebildet ist, und die nur Laster zu enthalten

glaubt, im Gegentheil niemals, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, verfehlt, eine gute Handlung zu thun und sie mit einer gewissen Großmuth und edlen Gesinnung auszuführen.

Wir wollen nicht sagen, daß man sich in diesem Lande nur bücken darf, um Hände voll Gold aufzuheben, aber wir sagen, man darf nur ein Wenig arbeiten, um das Gold mit vollen Armen einzuernten; denn es ist die einzige Ernte des Landes, und einmal in der Tasche des Sammlers, geht es eben so schnell wieder hinaus, wie es hereingekommen ist.

Man hat sehen müssen, daß ich die Gewohnheit angenommen habe, so oft ich eine Meinung ausspreche, sogleich Thatsachen zur Unterstützung derselben anzuführen.

Ein Franzose, Namens Vater Giraud, wohnte seit langen Jahren in Neu-Orleans, wo er bescheiden und ruhig in der Mitte seiner Familie lebte, die aus seiner Frau und seinen beiden Söhnen bestand.

Als die Nachricht von der Entdeckung der Minen bis zu ihnen gelangte, wurden seine beiden Söhne, die noch sehr jung waren, bald von dem, was die Amerikaner das gelbe Fieber nennen, nämlich von dem Golddurste ergriffen.

Sie beschlossen auch zu den Bergwerken abzureisen wie es so viele ihrer Freunde und Bekannten thaten.

Ihr Vater wollte sie, ungeachtet seiner sechzig Jahre, da sie jung und unerfahren waren, nicht allein abreisen

lassen; er begleitete sie und nahm sogar auch seine Frau mit, indem er glaubte, daß eine Mutter ihren Kindern niemals unnöthig wäre, und noch mehr bei dieser allgemeinen Umkehr, worin er mit Recht Californien zu finden erwartete.

In San Francisco angekommen, erlitten sie das allgemeine Schicksal, nämlich nachdem sie zwei oder drei Jahre ein Vermögen gesammelt hatten, nahm es ihnen der Zufall wieder.

Endlich kam ein unersetzliches Unglück über die arme Familie. Die beiden Söhne waren eben in der letzten Ueberschwemmung ertrunken, welche unserer Fahrt nach Sacramento vorangegangen war, man glaubte es wenigstens, obgleich man nur die Leiche des Einen von ihnen wiedergefunden hatte. Es war ein schwerer Schlag für die armen Eltern. Die Mutter, die schon leidend war, starb davon.

Der Vater wurde während dieser Zeit blind und erschöpfte bald seine letzten Mittel, da er nicht arbeiten konnte, und vom Kummer niedergebeugt, von Entbehrungen geschwächt, kam er endlich dahin, als er Nichts mehr zum Frühstück hatte, sich eines Morgens an die Ecke einer der Hauptstraßen von Marysville führen zu lassen; und dort kniete er, seinen Hut vor sich auf den Boden gelegt, nieder und flehte so stillschweigend das Mitleid der Vorübergehenden an.

Dieses in Californien unbekannte klägliche Schau-

spiel eines auf der Straße knieenden Bettlers war das Signal für die allgemeine Wohlthätigkeit.

Der Vater Giraud war sowohl in Marysville wie in Sacramento-City als einer der ältesten und respectabelsten Bewohner bekannt.

Er wurde in dieser demüthigen Stellung, die wir beschrieben haben, von einem Franzosen bemerkt, und der Franzose lief so schnell er konnte in das Hôtel de France, um seinen Landsleuten mitzutheilen, was er eben gesehen.

Sogleich beschlossen die dort versammelten Franzosen, daß diese Scene sich am folgenden Tage nicht erneuern solle.

Man ging auseinander, um an alle Thüren in Marysville zu klopfen und zu Gunsten des Vaters Giraud eine Aufforderung an alle Einwohner, mochten sie nun reich oder arm sein, ergehen zu lassen.

Bald schlossen sich einige Amerikaner den Franzosen an und gingen wie sie von Thür zu Thür, die Bitte auf den Lippen, zu allen Bewohnern von Marysville. Diese Bitte, die sich an jede in Marysville wohnende Person richtete, war, vor Ende des Tages zu gehen und einen Real in den Hut des Vater Giraud zu werfen.

Eine Stunde nach dieser Aufforderung bildete sich eine ungeheure Procession. Die ganze Stadt war auf den Beinen.

Ein Franzose und ein Amerikaner stellten sich zu

lassen; er begleitete sie und nahm sogar auch seine Frau mit, indem er glaubte, daß eine Mutter ihren Kindern niemals unnöthig wäre, und noch mehr bei dieser allgemeinen Umkehr, worin er mit Recht Californien zu finden erwartete.

In San Francisco angekommen, erlitten sie das allgemeine Schicksal, nämlich nachdem sie zwei oder drei Jahre ein Vermögen gesammelt hatten, nahm es ihnen der Zufall wieder.

Endlich kam ein unersetzliches Unglück über die arme Familie. Die beiden Söhne waren eben in der letzten Ueberschwemmung ertrunken, welche unserer Fahrt nach Sacramento vorangegangen war, man glaubte es wenigstens, obgleich man nur die Leiche des Einen von ihnen wiedergefunden hatte. Es war ein schwerer Schlag für die armen Eltern. Die Mutter, die schon leidend war, starb davon.

Der Vater wurde während dieser Zeit blind und erschöpfte bald seine letzten Mittel, da er nicht arbeiten konnte, und vom Kummer niedergebeugt, von Entbehrungen geschwächt, kam er endlich dahin, als er Nichts mehr zum Frühstück hatte, sich eines Morgens an die Ecke einer der Hauptstraßen von Marysville führen zu lassen; und dort kniete er, seinen Hut vor sich auf den Boden gelegt, nieder und flehte so stillschweigend das Mitleid der Vorübergehenden an.

Dieses in Californien unbekannte klägliche Schau=

spiel eines auf der Straße knieenden Bettlers war das Signal für die allgemeine Wohlthätigkeit.

Der Vater Giraud war sowohl in Marysville wie in Sacramento-City als einer der ältesten und respectabelsten Bewohner bekannt.

Er wurde in dieser demüthigen Stellung, die wir beschrieben haben, von einem Franzosen bemerkt, und der Franzose lief so schnell er konnte in das Hôtel de France, um seinen Landsleuten mitzutheilen, was er eben gesehen.

Sogleich beschlossen die dort versammelten Franzosen, daß diese Scene sich am folgenden Tage nicht erneuern solle.

Man ging auseinander, um an alle Thüren in Marysville zu klopfen und zu Gunsten des Vaters Giraud eine Aufforderung an alle Einwohner, mochten sie nun reich oder arm sein, ergehen zu lassen.

Bald schlossen sich einige Amerikaner den Franzosen an und gingen wie sie von Thür zu Thür, die Bitte auf den Lippen, zu allen Bewohnern von Marysville. Diese Bitte, die sich an jede in Marysville wohnende Person richtete, war, vor Ende des Tages zu gehen und einen Real in den Hut des Vater Giraud zu werfen.

Eine Stunde nach dieser Aufforderung bildete sich eine ungeheure Procession. Die ganze Stadt war auf den Beinen.

Ein Franzose und ein Amerikaner stellten sich zu

beiden Seiten des armen Blinden auf, um für ihn die reiche Ernte einzusammeln, die ihm dargebracht wurde.

Es war ein wahrer Regen, nicht von Realen, denn deren erhielt er nur wenige und zwar von Leuten, die zu arm waren, um mehr zu geben, sondern von Dollars, von Stücken von fünf Dollars und von zwei und einem halben Dollar.

Jeder Geber versuchte zu seiner Gabe ein gutes Wort hinzuzufügen, um den armen Blinden zu trösten. Er wußte nicht was geschah, und als man es ihm sagte, fielen stille Thränentropfen auf den vor ihm liegenden Dollarhaufen.

Als das Einsammeln beendet werden sollte und die Nacht schnell heranrückte, rüstete man sich, die Sitzung aufzuheben und dem Vater Giraud zu helfen, sein Vermögen wegzutragen, als man noch zwei Männer kommen sah; der eine war ein Franzose aus Neu-Orleans und der andere ein Amerikaner.

Sie näherten sich. Der Amerikaner leerte seine Taschen, indem er sie umkehrte und ausschüttelte; sie enthielten sechs- bis siebenhundert Piaster in Gold, die er, wie er in seiner Yankeesprache sagte, eben an einem jener verwünschten Spieltische gewonnen. Der Franzose aus Neu-Orleans, der den Vater Giraud gekannt hatte, leerte seinen Gürtel mit Goldstaub, drückte dem armen Blinden zärtlich die Hand und sagte zu ihm:

„Ich hatte ganz einfach die Absicht, auf acht Tage

die Bucht zu besuchen; ich werde morgen zu den Bergwerken zurückkehren."

Sein Geschenk wurde auf fünfhundert Piaster geschätzt.

Man zählte; der Vater Giraud hatte eine runde Summe von sechs tausend Piastern erhalten. Die Dampfschifffahrtsgesellschaft wollte auch ihre Gabe darbringen.

Man nahm ihn unentgeltlich mit nach Neu-Orleans und sorgte zärtlich für ihn, denn er hatte den Wunsch ausgesprochen, dorthin zurückzukehren, um zu sterben.

Dies geschah, wie ich gesagt zu haben glaube, während meines Aufenthalts in Marysville.

XV.

Ueber die Ebene.

Da Marysville ein Haltpunkt auf der Route zu den Golddistricten, wohin wir uns begaben, war, bemühte sich Monsieur Giovanni von Neuem, mich zu bewegen, ihn nicht weiter zu begleiten. Was man ihm von der Schwierigkeit des Weges, von der Kälte und dem Schnee gesagt, hatte ihn offenbar erschreckt.

Mehrere Personen riethen ihm hinter meinem Rücken und selbst in meiner Gegenwart, sich bestimmt dem zu widersetzen, was sie als eine Laune oder Grille von meiner Seite betrachteten. Aber ich war nicht dorthin gekommen, um zurückzuweichen, und ich kämpfte gegen alle diese Schwierigkeiten an; ich erklärte, daß ich die Reise fortsetzen wolle, und wie gewöhnlich gelang es mir, nach meinem Willen zu handeln.

Man stelle sich vor, was es hieß, in die Gebirge zu gehen mit dieser Masse von Waaren, die wir dorthin brachten. Man höre übrigens, was wir als Transportkosten zu zahlen hatten; zwölf Piaster für hundert Pfund Waaren; beinahe achtundsechzig Franken nach unserem Gelde.

Wir hatten achtzig Maulthiere, wovon jedes zweihundert Pfund trug, was hundertsechzig mal dreiundsechzig Franken, nämlich vierzehntausend und vierzig Franken allein für den Transport ausmacht. Wir mußten überdies unterwegs diese achtzig Maulthiere ernähren, so wie auch die Arrieros, welche sie führten.

Wir hatten überdies zwei Maulthiere für uns, zu funfzig Piaster das Maulthier. Es war einleuchtend, daß sich das auf 15,000 Franken belief.

Zur größeren Sicherheit gegen die Angriffe der Indianer, verabreden sich gewöhnlich mehrere Maulthierzüge, um zusammen abzureisen und sie bleiben auf der Station, bis sie einen Monstrezug mit ihren respectiven Packers bilden. Dann macht sich die ganze Karavane auf den Weg, legt kleine Tagereisen zurück, ladet jeden Abend am Fuße der Bäume, wo sie kampirt, ihre Waaren ab, um die Thiere weiden und sich ausruhen zu lassen. Dies bildete Zigeunerlager, seltsam gruppirt auf dem Gipfel der Berge oder in der Tiefe der Thäler.

Es ist nicht nöthig, daß die Reisenden selber ihren Waarenzug begleiten. Gewöhnlich gehen sie mit dem

Expreß voraus, der dreimal so schnell reist, als die Karavanen fortkommen können.

Wir reisten selber am folgenden Tage nach dem Abgange unseres Gepäcks und unserer Waaren ab.

Monsieur Great House hatte mir zu Ehren und weil ich die einzige Frau in dem Zuge war, bestimmt, daß alle Reisenden, welche sich auf einige dreißig beliefen und wovon einige Bergwerker, welche Gold suchten, andere Negocianten, von dem Verlangen nach Speculationen getrieben, noch Andere Handelsleute waren, welche ihre Waaren zu verkaufen hofften, sich vor der großen Thür des orientalischen Hôtels einfinden sollten.

Alle waren zur bestimmten Stunde, das heißt präcis um sechs Uhr Morgens, versammelt.

Bei Tagesanbruch war die Luft von Wohlgerüchen erfüllt und von einer köstlichen Frische.

Ich saß zuerst auf einem Maulthier, und während ich noch irgend einen Unfall oder eine Gegenvorstellung, die mich abzureisen verhindern möchte, fürchtete, empfing ich das Lebewohl und die guten Wünsche nicht nur unserer Freunde und Bekannten, sondern auch der Fremden, welche neugierig sind, bei der Abreise eines Zuges von Reisenden, die zu den Bergwerken abgehen, zugegen zu sein.

So sind in einem Seehafen, wenn ein Schiff die Anker lichtet und sich vorbereitet, zu einem fernen Lande zu segeln, die Hafendämme mit einer Menge von Zu=

schauern bedeckt, die ihm so lange wie möglich Lebewohl zurufen, ihm mit ihren Taschentüchern zuwinken und ihm mit den Augen folgen, wie es von den Wogen des Oceans geschaukelt wird.

Eine der vorzüglichsten Magistratspersonen der Stadt, die zu meinen Freunden gehörte, zeigte sich bis zum letzten Augenblicke sehr beunruhigt wegen meiner Kühnheit, und als ich mich zum letzten Male umwendete, um ihn zu beruhigen, daß keine wirkliche Gefahr für mich vorhanden sei, sah er mich an und antwortete mir traurig:

„Ich hoffe es; möchten Sie nie bereuen, ein solches Vertrauen zu sich selber gehabt zu haben!“

Wir reisten ab. Nachdem wir die Stadt ruhig auf unseren Maulthieren durchschritten hatten, betraten wir jene prächtigen Prairien, wovon ich bereits gesprochen habe und welche, so weit man sehen konnte, vor uns ihre dichten Teppiche von so frischem Grün und so hellfarbigen Blumen ausbreiteten, daß es schien, als schwebe der Frühling über ihnen, indem er beständig seine vom Thau feuchten Flügel schüttelte.

Als wir einmal die Prairie betreten hatten, die wir auf einem kaum sichtbaren Pfade, aber dem Expreß wohl bekannt, überschreiten sollten, setzte sich der Reiterzug in Galopp, und gewiß habe ich in meinem Leben nichts Schöneres, als diese Scene gesehen, die sich dann auf einem so prächtigen Theater meinen Augen darbot.

Nichts Originelleres als dieser Trupp von kühnen Abenteurern und Goldsuchern.

Unsere Karavane bestand gerade aus dreißig Personen, Spaniern, Mexikanern, Italienern, Franzosen, Engländern und Amerikanern, welche fast Alle das Ansehen von gebildeten Männern hatten. Sie waren mit Kostümen bekleidet, welche ihre Nationalitäten andeuteten, aber zugleich sorgfältig ausgewählt waren, um die nördlichen Berge Californien's zu überschreiten.

Ich trug ein einfaches Amazonenkleid von schwarzem Tuch mit einem kleinen Paletot von demselben Stoff, weit genug, um meine Bewegungen völlig frei zu lassen.

Auf dem Kopfe trug ich einen jener großen Männerhüte, die man Panamahüte nennt. Ich hatte starke Handschuhe an und — soll ich es sagen? — grobe, graue Strümpfe mit starken, besetzten Schuhen, welche Monsieur Giovanni zur Verzweiflung brachten, da er gewohnt war, mich immer mit eleganter Fußbekleidung zu sehen und Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um mir um jeden Preis, selbst in den wilden Ländern, die wir durchlaufen, solche zu verschaffen.

Es ist unnöthig zu sagen, daß alle diese seltsame Vermummung, besonders meine Fußbekleidung, meinen Gewohnheiten vollständig zuwider, unter diesen Umständen nicht eine Sache des Geschmacks war, sondern der dringenden Nothwendigkeit in Betracht des Regens, des

Schmuzes, der Kälte und des Schnee's, welches Alles wir unfehlbar und in der nächsten Zeit zu erwarten hatten.

Während wir unseren Weg fortsetzten, ging die Unterredung zwischen uns weiter; und während Jeder in seiner Muttersprache daran Theil nahm, sprachen mein Gemahl und ich zur großen Ueberraschung unserer Reisegefährten abwechselnd und nach Bedürfniß die Sprache aller Anderen.

Ich war zu jener Zeit offen gestanden, nicht sehr stark im Spanischen, denn ich hatte meine Reise nach Mexiko nicht gemacht; aber dagegen sprach ich das Italienische, das Englische und das Französische so correct, daß man mit meiner noch etwas mangelhaften Kenntniß der Sprache des Calderon und des Cervantes wohl nachsichtig sein durfte.

Welche schöne Sache wäre es für einen Maler wie Delacroix oder Decamps gewesen, uns so beim Aufgange einer herrlichen Sonne über die unermeßliche Prairie von Grün und Blumen galoppiren zu sehen, die sich vor uns ausbreitete und am fernsten Horizont nur durch die bläuliche und ein Wenig verwischte Linie der hohen Berge, deren Abhänge wir mehrere Stunden später kühn überschreiten sollten, begrenzt war.

Wie sehr bedauerte ich selber, nicht das Talent eines dieser Männer zu haben, deren Namen ich eben ausgesprochen, um dieses prächtige Tableau zu malen und

es als einen wahren Diamant der übrigen Welt anzubieten!

Wie war besonders das Herz tief und religiös von allen jenen göttlichen Schönheiten erfüllt, die mich umgaben!

Wie glücklich war ich die ganze Zeit, so lange diese ersten Eindrücke währten und wie vergaß ich endlich in diesem Augenblick, daß der Zweck, der elende Zweck dieser herrlichen Reise war, mich zu bücken, um Gold aufzuheben.

Man begreift leicht, auch wenn ich es nicht sagte, daß ich das Vorrecht hatte, mehr als irgend Jemand die Aufmerksamkeit meiner Reisegefährten auf mich zu ziehen.

Ich ritt an der Spitze der Karavane, das Auge auf diese Berge gerichtet, welche ich erobern zu wollen mir vorstellte, indem ich meinen Gemahl und den Expreß auf der einen und zwei spanische Brüder auf der anderen Seite hatte; der Rest des Trupps folgte durch einander und nach seiner Laune.

Indem wir vorrückten, jagten wir Wild jeder Art, Völker Rebhühner und Schaaren von Hasen auf, aber keiner von den Herren, obgleich alle mit ihren Flinten und ihren Karabinern bewaffnet waren, dachte daran, auf diese Flüchtlinge zu feuern; man war zu sehr mit einer anderen Jagd beschäftigt, nämlich mit der Goldjagd.

Gegen zehn Uhr Morgens wurde die Hitze groß.

Dies war wieder ein Fall, auf den man sich vorgesehen hatte.

Jeder war mit einer Flasche Wein oder einer mit Branntewein gefüllten Gurke versehen, die er sorgfältig an einem Bandelier trug und ich mußte selber von Zeit zu Zeit meinen Antheil an dem gemeinschaftlichen Vorrathe nach der Empfehlung des Expreß trinken, der außerordentliche Sorge für mich trug und alle möglichen Vorkehrungen traf und sogar das Tempo des Schrittes und Galopps unserer Pferde regelte, um unsere Kräfte für den Augenblick zu sparen, wo wir den wahren Anstrengungen der Reise zu begegnen haben würden.

Gegen Mittag und als wir ungefähr fünf und zwanzig Meilen zurückgelegt hatten, erreichten wir die erste Station, Origon House, wo unser Mittagessen uns erwartete. So ist es auf dem ganzen Wege, den der Expreß durcheilt: seine Mahlzeiten erwarten ihn immer, sein Nachtlager ist bereit und zwar zu seinen gewohnten vorher bestimmten Stunden.

Das Mittagsessen war in einer Art von Scheune, in der ursprünglichen Karavanserei servirt. Es bestand aus Rumpsteaks, Kartoffeln, Fricassée von Fleisch und Snapjacks, einer Art Krausteig, von Sauerteig, Mehl und Wasser gemacht. Was die Zubereitung der verschiedenen Gerüchte betrifft, so aß man nur, weil man essen mußte; aber man kümmerte sich nicht um das, was man aß.

Das Mittagsmahl und der Augenblick der Ruhe, die darauf folgten, währten ungefähr eine Stunde, worauf man sich wieder auf den Weg machte.

Nur begannen jetzt die Anstrengungen der Reise. Wir hatten die ersten Absätze dieser blauen Berge erreicht, die uns am Morgen so malerisch erschienen waren und die uns jetzt, als wir sie erreicht hatten, so kahl und öde vorkamen. Lebt wohl, ihr schönen Prairien, ihr reizenden Blumenteppiche, von der Hand Gottes von den Thoren von Marysville bis zu dem Fuße des Sierra Nevada ausgebreitet. Man mußte klimmen, von den Hügeln zu den Bergen übergehen und ohne Unterbrechung von Gipfel zu Gipfel bis zur Eisregion gelangen.

Gegen vier Uhr Nachmittags brach ein Schneegestöber über uns los — ein entsetzliches Unwetter, welches eine empfindliche Kälte mit sich führte.

Alles, was man möglicherweise thun konnte, um mich ein Wenig gegen die Kälte zu schützen, wurde gethan; aber die plötzliche Veränderung der Temperatur hatte schon eine sehr nachtheilige Wirkung auf mich hervorgebracht.

Einen Augenblick hatte ich mich von der Krankheit in San Francisco geheilt geglaubt. Ich irrte mich. Alle Schmerzen waren mir bei dem ersten Eindringen der Kälte zurückgekehrt. Nur mit großer Mühe enthielt ich mich des Weinens. Ich ging von einem vollständigen Wohlsein zu unerhörten Schmerzen in allen Gliedern

über. Endlich, da ich mich nicht beklagen wollte, verließen mich plötzlich die Kräfte, ich wurde vollständig ohnmächtig und fiel von meinem Maulthier mit dem Gesichte in den Schnee.

Dieser Unfall verursachte eine große Bestürzung in unserer Karavane. Monsieur Giovanni war in Verzweiflung. Seitdem die ersten Schneeflocken gefallen waren, hatte er mich mit seinen Kleidern bedeckt. Wie man sieht, war die Vorsichtsmaßregel vergebens gewesen.

Kaum war ich am Boden, als unsere Reisegefährten von ihren Pferden sprangen und sich um mich drängten. Monsieur Great-House, ebenso gut wie muthig, befahl, daß die Karavane sogleich Halt machen solle. Alle banden ihre Maulthiere an, suchten trockenes Holz unter dem Schnee und zündeten es mit großer Schwierigkeit an.

Dann wetteiferten sie, wer sich am Galantesten und Großmüthigsten zeigen wolle: Einige boten mir ihre Decke an und Andere zogen ihren Rock oder ihren Mantel aus. In einem Augenblick war die Hälfte von meinen Reisegefährten in Hemdsärmeln und ich wurde auf das Bett gelegt, welches man mir von allen diesen Kleidungsstücken gemacht hatte. Dann bereitete man sehr heißen Grog, wovon ich ein volles Glas trinken mußte, und welches meinen armen halb erfrorenen Gliedern einige Kräfte wiedergab.

Nach Verlauf einer Stunde fühlte ich mich hergestellt oder glaubte mich hergestellt zu fühlen, und da ich Monsieur Great-House aufzuhalten fürchtete, bestand ich darauf, unseren Weg fortzusetzen. Thränen in den Augen, aber sich bemühend, mir diese Thränen zu verbergen, nahm mich Monsieur Giovanni in seine Arme, hob mich wie eine Feder empor, setzte mich sanft wieder auf mein Maulthier und wir ritten.

Der Schnee fiel noch immer, fror gleich an und machte den Weg fast nicht zum Passiren. Endlich, mit Schnee bedeckt und von Kälte erstarrt, kamen wir, uns nur mit Mühe auf unseren Maulthieren haltend, welche bei jedem Schritte ausglitten und oft hinfielen, gegen sieben Uhr Abends in Niger Tent, der Station des Abendessens und Nachtlagers, an. Der Boden war schon mit zwei Fuß hohem Schnee bedeckt. Wir hatten funfzig Meilen seit dem Tage unserer Abreise zurückgelegt. Ich war so krank, daß man genöthigt war, mich von meinem Maulthiere zu heben und mich zu einer Art von Bett von Heu zu tragen, welches sich in einem Winkel des großen allgemeinen Zimmers befand und wo sich Jeder, nachdem er gegessen hatte, ganz einfach am Boden ausstreckte, in eine blau und rothe Bergwerkerdecke, mit welcher man in Californien immer reist, eingehüllt. Dort legte man mich in einem sehr luxuriösen Alkoven, weil er von einer Decke, woran man einen Strick befestigt hatte,

gebildet wurde, ganz angekleidet und von Schnee durchnäßt, nieder.

Als die Rede davon war zu essen, war es mir völlig unmöglich, und das Einzige, was ich zu mir nehmen konnte, war ein Glas Glühwein mit Gewürz.

Nachdem Monsieur Giovanni das gemeinschaftliche Abendessen, welches eine Wiederholung des Mittagsessens war, getheilt hatte, kam er und setzte sich zu mir nieder, umfaßte mich mit dem einem Arme und stützte seine andere Hand auf den Revolver von Cott, der unter seinem Paletot verborgen war.

Er versuchte die Augen zu schließen und einige Secunden zu schlafen, indem er mich aufforderte, dasselbe zu thun.

Bald darauf machte der Rest der Karavane seine nächtlichen Vorbereitungen und Jeder hüllte sich nach seiner Bequemlichkeit oder seiner Laune in seine Decke und legte sich auf den Boden nieder.

Die Erschöpfung war von der Art, daß ich, ungeachtet des Fiebers, welches mich verzehrte und mich zittern machte, einschlief; aber es war nur auf kurze Zeit.

Zwei Stunden später erwachte ich und als ich die Augen öffnete, sah ich Monsieur Giovanni weinend und schluchzend über mich geneigt, anstatt zu schlafen.

Es war einleuchtend, daß er an unser kürzlich erlebtes Mißgeschick, an die widerwärtige Lage dachte, worin wir uns befanden, an mich, die ich krank und schlafend

am Boden lag unter dreißig oder vierzig Männern, die vielleicht morgen unsere Feinde sein mochten.

Die Scene war in der That traurig. Durch ein niedriges Fenster, welches sich gerade uns gegenüber befand, bemerkten wir die großen Bäume des Waldes, weiß vom Schnee, der in großen Flocken fiel. Wir hörten alle diese Leute sich um uns bewegen, einige schnarchten, andere pfiffen, noch andere sprachen mit leiser Stimme und auf geheimnißvolle Weise. Ich erinnerte mich an jene Nacht, die ich unter den Menschenfressern in einem Dorfe einige Meilen von Auckland zugebracht und ich erinnerte mich an die Qualen, die ich während der Stunde der Schlaflosigkeit ausgestanden.

Es war indessen einleuchtend, daß ich damals Unrecht gehabt und daß jetzt und in meiner neuen Lage für mich die wahre Gefahr vorhanden sei. Ich war freilich eine leidenschaftliche Reisende, eine Touristin, an das Nomadenleben gewöhnt; aber bis dahin war mein Leben voll Luxus und Bequemlichkeit gewesen. Ich hatte mich muthig zur Begleiterin meines Mannes gemacht, aber ich begann zu begreifen, daß ich zu dieser Handlungsweise durch die moralische Stärke geführt worden sei und daß die physischen Kräfte mir vielleicht fehlen würden.

Ich schloß die Augen wieder, aber Monsieur Giovanni hatte meinen Blick bemerkt; er versuchte, mich zu überreden, zurückzukehren. Es war noch Zeit, und am

folgenden Abend konnte ich wieder in Marysville sein. Ich muß sagen, daß ich keinen Augenblick unschlüssig war.

Ich weigerte mich; ich bat ihn, geduldig meinen Mangel an Kräften zu ertragen, indem ich ihm begreiflich zu machen suchte, wie stolz ich sein würde, wenn alle diese Anstrengungen einmal vorüber und die Reise überstanden wäre, seine Begleiterin auf diesem Ausfluge zu der Sierra Nevada gewesen zu sein.

Als er meinen unerschütterlichen Willen sah, dachte er, daß es das Beste sei, was er thun könne, diesen Willen noch zu verstärken. Er war es, der mir Kräfte versprach, er war es, der mir die Resignation eingab, er war es, der mir den Muth einflößte.

Welche gute Worte er da sagte und auf welche Weise er sie mir sagte, würde unmöglich wiederzugeben sein. Unter dem Einflusse seiner tröstenden und rührenden Worte schlummerte ich ein, wenn man die Art von Betäubung, in die ich versank, Schlummer nennen kann.

XVI.

Durch das Gebirge.

Ich weiß nicht, ob es das Erstaunen über das Schauspiel war, welches ich vor Augen hatte, oder die übermäßige Anstrengung, aber es war mir unmöglich recht eigentlich zu schlafen. Bei der geringsten Bewegung die ich machte, hatte ich entsetzliche Schmerzen.

Meine Beine waren erstarrt, meine Arme steif und schmerzlich, und dazu kam noch, daß ich mich unter der Kniekehle an dem Sattelknopfe ganz wund gerieben hatte.

Nach einer sehr aufgeregten Nacht waren alle um fünf Uhr auf den Füßen. Es herrschte eine entsetzliche Kälte, die seit dem Abend noch verdoppelt schien.

Das Frühstück wurde sogleich mit den ewigen ameri=

kanischen Snapjacks aufgetragen. Ich aß einen davon, indem ich ihn in ein Glas Glühwein tunkte.

Es war eine große Freude für Monsieur Giovanni zu sehen, daß ich ein Wenig Appetit wieder erlangt hatte. Er ließ sich Taschentücher von unseren guten und liebenswürdigen Reisegefährten geben und verband mir das Bein, nachdem er die Wunde mit Wachholderbranntwein ausgewaschen, wobei ich vor Schmerz schreien mußte, was mir aber fast augenblicklich Linderung verschaffte. Man war genöthigt, mich auf mein Maulthier zu tragen.

Alle unsere Gefährten, ehe sie die ihrigen bestiegen, umringten mich, schwangen mit der einen Hand ihre Hüte, erhoben ihre Gläser mit der anderen und riefen dreimal:

„Dreimal dreimal auf das gute Glück und Heil des Monsieur Giovanni und seiner lieben Dame!"

Dies ist die amerikanische Glückwunschformel.

Monsieur Giovanni und ich benutzten die Gelegenheit, diesen wackeren Burschen ihr Compliment zu erwiedern.

Es kostete uns einige Flaschen Wein zu fünf Piaster die Flasche, dann schwang man sich wieder in den Sattel.

Ich hatte während des Endes der Reise am Abend zuvor viel gelitten, und ich erwartete noch viel zu leiden, besonders als ich an den freien Plätzen vier bis fünf Fuß hohen Schnee erblickte.

Aber bald machte das Schauspiel, welches sich vor

meinen Augen entrollte, daß ich meine Leiden vergaß, so lebhaft sie auch waren."

Es war das herrlichste Panorama, welches der Anblick einer ursprünglichen Natur einem europäischen Reisenden nur darbieten konnte.

Es ist wahr, daß wir nur fast senkrechte Berge hinauf und herunter zu steigen hatten, und daß wir beim Heruntersteigen dieses Panorama aus den Augen verloren; aber auf dem Gipfel eines jeden der Berge, die wir erklommen, erstreckte sich eine Hochebene, von wo der Blick die Umgebung beherrschte und mit Bewunderung, gleichsam wie den Wogen eines hoch gehenden Meeres, den dichten Anpflanzungen von Eichen und Fichten folgte, wovon jede fast ohne Ausnahme hundert und funfzig bis zweihundert Fuß Höhe maß.

Die Dichtigkeit ihres Laubwerks hatte, glaube ich, verhindert, daß seit der Erschaffung der Welt, bis zu welcher diese Riesen der Vegetation hinaufzureichen schienen, ein einziger Sonnenstrahl bis auf den Boden gedrungen war.

Ich habe nie etwas Aehnliches gesehen, wie diese ruhige und stille Einsamkeit.

Alles auf diesen unermeßlichen Hochebenen trug den erhabenen Stempel des hohen Schöpfers. Die Vegetation war hier mächtig, und unter dieser Vegetation hatte die Hand der Natur einen Teppich von dichtem und weichem

Moose ausgebreitet, und ebenso wie die Sonne nicht dort eindrang, war auch der Schnee niemals dort eingedrungen.

Auf einigen dieser schönen Hochebenen erblickten wir die prospects einiger weniger Bergleute.

Man giebt den Namen prospects den Versuchen, die man macht, um Minen zu finden.

Ich empfand einen tiefen und religiösen Eindruck beim Anblick dieser so reichen, so fruchtbaren, so üppigen und zugleich so ursprünglichen Natur.

Der Rest der Karavane, so wenig künstlerisch der größte Theil desselben auch war, zeigte auch seine Bewunderung durch Geschrei, durch Ausrufungen, durch Anhalten und selbst durch Scherze.

Von Niger-Tent, wo wir übernachtet hatten, bis Good-Year-Bar, wohin wir uns begaben, war nur funfzehn Meilen. Man legt sie zurück, indem man im buchstäblichen Sinne um einen riesenhaften Berg geht, welcher die Form eines Zuckerhutes hat, auf dessen Gipfel sich Niger-Tent erhebt.

Wenn man, wie ich, die Ehre hat, ihn zweimal hinunter und wieder hinaufzusteigen, wie ich es in der Folge erzählen werde, so denkt man nicht an diesen Berg, ohne daß das Herz schlägt.

Der Fußpfad, der sich spiralförmig um ihn herum windet, ist höchstens zwei Fuß breit. Wenn man hinunterblickt, bemerkt man in einem Abgrund, dessen Tiefe

Schwindel verursacht, den Fluß Yuba, welcher wüthend sein blaues Wasser daherrollt.

Auf halbem Wege, ehe man nach Good-Year-Bar kommt, beginnt man, sowie man sich dem Yuba nähert, die Golddistricte dieses Namens zu bemerken, die sich längs seinen Ufern befinden, was ein bezauberndes Tableau bildet, ebensowohl wegen der malerischen Lage dieser Golddistricte, als auch wegen der Thätigkeit, welche eine Bevölkerung von Goldgräbern characterisirt.

Zu der Zeit unserer Ankunft waren diese Bergleute noch bei den vorbereitenden Arbeiten, denn sie machten Flummings.

Flummings machen heißt in californischer Sprache, einen Fluß von seinem Bett ablenken und ihm ein anderes Bett graben, in welches man ihn eines schönen Morgens überzugehen nöthigt, so daß man im Stande ist, das zu durchwühlen, welches er verlassen hat.

Das Bett, welches man irgend einem Flusse macht, stellt sich in einer Höhe von zwölf bis fünfzehn Fuß über den früheren, was, wenn auch nicht leicht, doch wenigstens möglich ist, wenn man bedenkt, daß alle Flüsse der Sierra Nevada von dem Gebirge herunterkommen und aus dem Schmelzen des Schnees entstehen.

Dieses Bett besteht aus wohl zusammen gefugten und verkitteten Planken.

Das Holz, woraus es besteht, ist so trocken wie möglich; es darf kein Tropfen Wasser hindurchkommen,

da man darunter arbeitet; überdies muß dieser Trog sehr fest sein, um gegen die Unfälle anzukämpfen, die sich ereignen können, und endlich, um eine ungeheure Wasserlast tragen zu können.

Der Bau dieses Flußbettes ist eine Riesenarbeit und Niemand versteht sich besser auf dergleichen Arten von Arbeiten, als ein Amerikaner. Wir wollen einen Begriff von dieser Arbeit geben.

Vor allen Dingen müssen wir bemerken, daß man sich an einem verlassenen Orte befindet, und daß man nur die Hülfsmittel hat, die man mitgebracht.

Zuerst muß man einige Monate voraus haben und die Fichten fällen, welche die Materialien liefern sollen; und diese Fichten muß man in großer Menge fällen. Aber Niemand versteht sich besser darauf, als ein Amerikaner, den Riesenbaum des Urwaldes zu fällen.

Wenn diese Fichten gefällt sind, muß man sie zersägen und das Bauholz und die nöthigen Planken zu einem riesenhaften Gerüst daraus machen. Man muß immer selber und an Ort und Stelle den Theer und den Cement bereiten und wenn der Augenblick gekommen ist, von den vorbereitenden Arbeiten zu den wirklichen Arbeiten überzugehen, muß man Wochen lang im Wasser bleiben, um das Pfahlwerk zu legen.

Endlich kommt das schwierige Geschäft, nämlich die Construction dieses künstlichen Bettes, welche so viele Sorgfalt erfordert.

Zu gleicher Zeit, je nach der Wichtigkeit des Flumming, errichtet man drei oder vier Mühlen, die man an den Enden aufstellt, um beständig das Wasser herauszuziehen, welches immer noch in dem wahren Bette des Flusses dahinfließt. Dieses Wasser kommt aus inneren Quellen.

Es giebt mehr oder weniger große Flummings. Es giebt einige, die funfzig Fuß lang sind, es giebt auch einige von zwei bis dreihundert Fuß.

Diese unermeßlichen Arbeiten werden, wie wir gesagt, besonders von den Amerikanern gemacht, welche sich zu Compagnien bilden, um ein Claim auszubeuten, welches sich auf den Fluß beschränkt.

Aber ehe man zu dieser Ausbeutung kommt, muß man vier oder fünf Monate der Arbeit aufwenden, welche, wohl verstanden, Nichts weiter einbringen, als die künftige Hoffnung.

Dies Alles geschieht indessen in der Voraussetzung, daß der Amerikaner Mehl, Zucker und Thee hat. Aber wenn eins von diesen nothwendigen Lebensmitteln mangelt, ist es wahrscheinlich, daß der Flumming auch Mangel leidet.

Diese Nothwendigkeit des Aufwandes von Zeit und Geld ist die Ursache, daß die Franzosen nicht viel von dieser großen Arbeit unternommen haben und doch sieht man noch einige.

Der Tag, wo man den Fluß in seinem neuen Bette

weiß und, polirt wie ein Spiegel, fließen lassen will, ist ein Tag der Freude und Hoffnung für die Bergleute. Sie werden also den Preis ihrer langen Arbeit ernten.

Aber die erste Frage, die man sich vorlegt, indem man die riesenhafte Operation ausmißt, ist zu sagen:

„Wenn dies Alles vergeblich geschehen wäre? Wenn kein Gold da wäre?“

In der That, wie haben die armen Bergleute errathen können, daß sie, indem sie so viele Fuß vom Flusse wegnahmen, wie sie ausbeuten wollen, dort dieses Bergwerk finden werden, welches sie suchen? Bewundert man nicht, wie groß ihre Zuversicht ist, so lange zu arbeiten, alle diese Zeit bei dieser einzigen Hoffnung zu verlieren, daß Gold da sein kann!

Nun, man muß sagen, es ist nicht ein bloßer Zufall der sie führt.

Auf jeder Seite des Flusses erheben sich Felsen.

Zwischen dem Flusse und der Mauer, welche diese Felsen bilden, befindet sich nur ein kleiner Fußweg. Der Bergmann folgt ihm. Er erkennt an der Farbe der verschiedenen Erdschichten, ob diese Felsen Gold enthalten. Wenn die Erdschichten es bejahen, so muß unter dem Fuße dieses Theils des Gebirges, der in seinen Schichten ein Wenig Gold enthält, die Mine vorhanden und sehr reich sein.

Die Lawinen haben auch seit Jahrhunderten gearbeitet. Sie haben das Gold aus dem Gebirge mit dem wüthenden Strome ihrer Wogen, die sich von den Gipfeln der Sierra Nevada stürzen, wenn der Schnee schmilzt, hinweggekehrt.

Dort, wo das Flußbett seinen Schatz birgt, scheint das Gebirge fast immer umgestürzt zu sein; es starrt von entsetzlichen Felsen, die in die Luft hinaushängen und bereit scheinen, sich bei dem ersten Blasen des Windes abzulösen.

Auf jeden Fall läßt sich der kluge Goldsucher durch diesen Anschein noch nicht überreden.

Er macht sich daran, den Fluß selber zu studiren, was er mit Hülfe von prospects thut, die man in dem Flusse macht. Er steigt bis in das Bett hinunter. Er bringt Erde daraus herauf, die er wäscht und die gewöhnlich entweder Gold oder Andeutungen davon enthält.

Wenn er keine Taucherglocke hat, mit deren Hülfe er unter dem Wasser verweilen kann, gräbt er eine Mine am Ufer des Flusses und wäscht den Sand, und findet Beweise, welche immer ausreichen, wenn sie gelungen sind, ihn zu bestimmen, mit jener Hoffnung auf Erfolg, welche zum Ziele führt, eine so kolossale Arbeit zu beginnen.

Zu der Epoche der productiven Arbeit gekommen,

muß man die Arbeit mit der größten Thätigkeit verfolgen.

Da nur eine Epoche von vier Monaten zwischen dem einen und dem anderen Schneeschmelzen liegt, so muß man in diesem Zwischenraume die Metallernte halten, denn seit dem Schneeschmelzen fließt das Wasser in Strömen von den Bergen herunter, schwellt den Fluß Yuba an, der jetzt seinen wüthenden Lauf durch das Thal nimmt und die festesten Flummings mit sich wegführt.

Zum Glück sieht man diese Epochen vorher; man sieht, wenn sie heranrücken, die unerschrockenen Bergleute mit langen Stäben bewaffnet, die mit mächtigen Haken versehen sind, sich in einiger Entfernung von einander haltend, an den Ufern des Flusses und versuchend, seiner Wuth einige Trümmer dieser mächtigen Vorrichtungen zu entreißen; es ist genug, diese Trümmer für die nächste Saison zu retten.

Die Minen, die man Aushöhlungen nennt, sind nur Gänge in den Seiten der Berge, welche die Flüsse begrenzen. Es sind auch riesenhafte Arbeiten, welche endlich Katakomben gleichen. Das Gold wird hier auf dieselbe Weise gewonnen; das Verfahren, um es von der Erde zu trennen, bleibt immer dasselbe.

Das Claim oder die gewöhnliche Mine ist die, welche man gräbt, wenn man einen Brunnen macht.

Wenn der Bergmann bis zu dem Felsenbette ge-

kommen ist, geht er nicht weiter. Der Bergmann der diese Arbeit verrichtet, heißt Drifter. Dort muß er seine Ernte finden oder nie. Dann breitet er sich weiter aus und gräbt rechts und links, doch geht er niemals über den äußersten Kreis hinaus, der ihm gehört, und macht sein Gerüst, wie er gräbt.

In der Mitte der Oeffnung der Aushöhlung wird eine Winde angebracht, woran beständig Männer beschäftigt sind, um die Erde und den Schlamm hinaufzuziehen, den der Drifter herausgräbt.

Die Drifters sind die am Besten bezahlten Bergleute. Die Arbeit, die sie verrichten, ist in der That sehr gefährlich. Viele werden vom Einstürzen der Erde begraben. Sie werden zu funfzehn Piastern täglich von den Compagnien gedungen.

Die Kübel, welche die Winde heraufzieht, werden in eine Art Kiste ausgeleert, die sechs bis zehn Fuß lang und einfach von drei Planken gemacht ist, eine für den Boden, eine für jede Seite.

Das eine Ende dieser Kiste, welche man Long Tom nennt, ist mit einer Art Sieb, mit Löchern von der Größe eines Korkstöpsels, versehen.

Unter diesen Oeffnungen befindet sich eine zweite Kiste, welche ihrerseits mit einem zweiten Sieb versehen ist, dessen Löcher kleiner sind; die dritte Kiste ist eine Kiste ohne Sieb.

Jetzt haben wir gesagt, daß die Bergleute ihre Kübel in diesen Long Tom ausleeren.

An jedem Ende der Maschine steht ein Mann mit einer Schaufel, womit er diese Erde umrührt und hin und her bewegt; zu diesem Zwecke richtet jede Compagnie von Goldsuchern Wasserröhren von Leder oder Segeltuch ein, welches die californischen Bergleute selber während der langen Winterabende unter ihren Zelten verfertigen.

Alle diese Wasserröhren führen reichlich Wasser in den Long Tom und die Männer, die auf beiden Seiten stehen, rühren mit ihren Schaufeln die Erde um, die man hineinschüttet. Dann, nachdem das Wasser die Kiesel wohl abgespült und die Erde aufgelöst hat, werfen sie alle diese Kiesel mit einer solchen Schnelligkeit aus der Kiste, daß man fragt, wie es zugeht, daß man nicht auch das Gold hinauswirft.

Es ist keine Gefahr dazu vorhanden. Das Gold rollt schwer fort; es fällt durch die Löcher des ersten Siebes mit allen Kieskörnern, welche ihnen dorthin folgen können; dann, von Neuem umgerührt, fällt es in die letzte Kiste, wo es nur mit feinem Sande gemischt ist.

Diese letzte Kiste bleibt den ganzen Tag geschlossen und wird nur geöffnet, um den Inhalt herauszunehmen, welche Operation zur Stunde der Mahlzeiten geschieht.

Man schüttet Alles in eine blecherne Schüssel. Je weniger diese Schüssel ausgehöhlt ist, desto besser. Man stellt sie zum Trocknen auf's Feuer oder auf einen Ofen, dann, wenn er getrocknet ist, bläst man auf den Sand, welcher wie Staub verweht wird, und der Goldstaub bleibt allein zurück.

Am Ende jeder Woche wiegt die Compagnie den Ertrag und vertheilt die Dividende an jedes ihrer Mitglieder, welche mit ihren Goldgurten ankommen, in welche sie ihren Antheil einschließen.

Wohl verstanden, sprechen wir hier nur von dem Goldstaube oder von sehr kleinen Stücken.

Es giebt Minen, wo man das gediegene Gold in Stücken findet, und es ist sehr gewöhnlich.

Nichts ist unterhaltender, als sich so zu stellen, daß man den Long Tom in dem Augenblicke übersehen kann, wo die beiden Männer, die an jeder Seite stehen, das Mineral mit ihrer Schaufel umrühren. Man sieht die Goldstücke, die durch die Löcher des Siebes fallen, dem Wasserlaufe folgen.

Die Männer mit der Schaufel dürfen nie mit der Hand in die Kiste greifen. Es ist kein Gesetz, aber es ist eine Delicatesse, welche die Bergleute einander auferlegen und die sie nie verletzen.

Der arme Teufel von Bergmann, der weder Long

Tom noch Claim hat und der im Prospect arbeitet, hat nur eine Blechschüssel anstatt aller Maschinen.

Er hält hie und da auf den neutralen Gebieten an, gräbt, füllt seine Schüssel mit Schlamm, Erde oder Sand, wäscht ihn dann im nächsten Flusse oder Bache und bedient sich seiner Hände als Schaufel. Das Gold bleibt immer am Grunde.

Der Goldsucher erwirbt sich so täglich drei, fünf bis zehn Piaster.

Das Leben dieser armen Leute ist entsetzlich hart und voll Entbehrungen.

Wie viele Unglückliche haben sich, von den fabelhaftesten Hoffnungen gewiegt, nach Californien verbannt, und endlich dieses schreckliche Geschäft getrieben, wobei sie sich den Körper zerstört und das Herz gebrochen haben!

Eines Tages wird man die Märtyrerliste von Californien machen und man wird erschrecken über die Anzahl der Opfer, welche das Goldland verschlungen hat.

Ich habe, so gut ich gekonnt, erklärt, wie man in Californien das Gold einsammelt. Dieses Verfahren ist überdies, wie man sieht, ziemlich einfach, da man nur das Gold von der Erde sondern darf, und diese Sonderung mit Wasser bewerkstelligt.

Wenn diese Operation geschehen ist, sieht man vor

seinen Augen das Metall ebenso glänzend und schimmernd funkeln, wie in dem Laden eines Goldschmiedes.

Ich werde später Gelegenheit haben zu sagen, welcher Unterschied zwischen dem Gewinnen des Goldes in Californien und dem Gewinnen des Geldes obwaltet. Ich werde in Good=Year=Bar darauf zurückkommen.

Alexander Dumas.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von C. H. Voigt in Penig.